

# Heinrich Wiesner

# SCHAU

# PLÄTZE

## Eine Chronik

Armée suisse

Schweizerische Armee

Esercito svizzero

## KRIEGSMOBILMACHUNG

AUFGEBOT DER GRENZTRUPPEN

MOBILISATION DE GUERRE

MOBILITAZIONE DI GUERRA

MISE SUR PIED DES TROUPES FRONTIÈRES

CRIMBIR DELLE ARMI DELLE TRUPPE DI FRONTIERA

### 1. Die Grenztruppen werden hiemit aufgeboten.

- Alle Wahrpflichtigen, deren Dienstbüchlein einen roten Mobilmachungszettel enthält, haben sofort an den im Mobilmachungszettel angegebenen Orten einzurücken.
- Pferdestellung: Die für die Stellung von Pferden und Mannern an die Grenztruppen bestimmten Gemeinden haben diesen Befehl sofort auszuführen.
- Stellung der Motorfahrzeuge: Alle Motorfahrzeuge (Personenwagen, Lastwagen, Motorräder etc.), deren Fahrzeugausweis mit einem roten Aufgebotszettel versehen ist, sind sofort an dem im Aufgebotszettel angegebenen Orte zu stellen.

### 2. Es sind ferner ebenfalls aufgeboten und haben sofort einzurücken:

- Die Territorialkommandostäbe 1-12, die Mobilmachungsfunktionäre, das Personal des Munitionsdienstes;
- Die Organe des Flieger-Beobachtungs- und Meldedienstes;
- Die Organe des passiven Luftschutzes;
- Die Mineurdetachemente.

Eidgenössisches Militärdepartement.

### 1. Les troupes frontières sont mises sur pied.

- Tous les militaires dont le livret de service est muni de la fiche rouge de mobilisation entrent immédiatement au service aux endroits prescrits par la fiche de mobilisation.
- Fourniture des chevaux: Les communes ayant été désignées pour fournir des chevaux et mulets aux troupes frontières exécutent immédiatement l'ordre de fourniture.
- Fourniture des véhicules à moteur: Tous les véhicules à moteur (voitures, camions, motocyclettes, etc.) dont le permis de circulation est muni d'un ordre de marche rouge sont à remettre immédiatement à la troupe à l'endroit indiqué par l'ordre de marche.

### 2. Sont également mis sur pied et entrent au service immédiatement:

- Les états-majors territoriaux 1-12, les fonctionnaires de la mobilisation, le personnel du service des munitions;
- Les organes de repérage et de signalisation d'avions;
- Les organes de la défense aérienne passive;
- Les détachements de mineurs.

Département militaire fédéral.

### 1. Le truppe di frontiera sono chiamate alle armi.

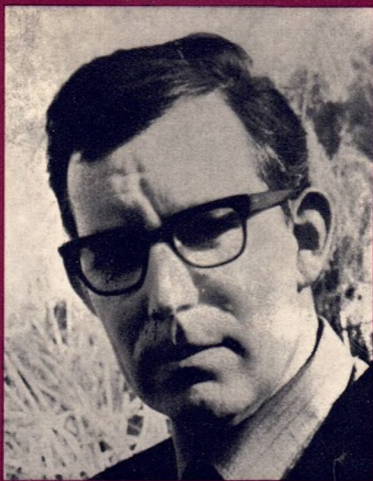
- Tutti i militari, il cui libretto di servizio è munito dell'avviso di mobilitazione di color rosso, devono entrare immediatamente in servizio giusta le istruzioni contenute in detto avviso.
- Consegna dei cavalli: I comuni che sono stati designati per la consegna dei cavalli o muli alle truppe di frontiera devono eseguire subito questo ordine.
- Consegna degli autoveicoli: Tutti gli autoveicoli (autovetture, autocarri, motociclette, etc.), il cui licenza di circolazione è munita di un ordine di marcia di color rosso, devono essere presentati subito giusta le istruzioni contenute in detto ordine.

### 2. Sono parimente chiamate alle armi e entrano in servizio immediatamente:

- Gli stati maggiori territoriali 1-12, i funzionari della mobilitazione, e il personale del servizio delle munizioni;
- Gli organi del servizio d'avvisamento e di segnalazione antiaereo;
- Gli organi della protezione antiaerea;
- I distaccamenti minatori.

Il Dipartimento militare federale.

Diese Chronik einer behüteten Schweizer Kindheit spiegelt die weltpolitischen Umwälzungen der dreissiger und vierziger Jahre. Allerdings erzählt Wiesner lediglich, was die Ereignisse der Weltgeschichte für ihn als Knaben bedeutet haben: Sie waren ein Anlass, Bilder und Zeitungsausschnitte zu sammeln, denn zu Steinen und Briefmarken fand er kein Verhältnis. Und der Holzwurm im Schlafzimmer störte ihn mehr als der Geschützdonner aus dem Elsass. Weltgeschichte, besonders die Geschichte des Dritten Reichs, ist in diesen Aufzeichnungen reduziert auf einen Bilderbogen, gemalt und zusammengestellt aus der Sicht des Baselbieter Knaben und Jünglings. Der Erzähler erinnert sich, wie die Eltern, Verwandten und Freunde politisierten, was er am Radio von der grossen Politik mitbekam: die Berliner Olympischen Spiele, Aufmärsche, Feldzüge, Flüchtlingsströme. Er sah, was sich in der Schweiz veränderte: Es kamen keine Ferienkinder mehr; es wurde rationiert; Flüchtlinge wurden interniert. In Wiesners Chronik einer Idylle inmitten des Grauens werden historische Veränderungen unheimlich spürbar, weil der Rapport aus der Sicht des Heranwachsenden jedes Pathos vermeidet und nüchterne Distanz schafft.



## Heinrich Wiesner

wurde 1925 als Bauernsohn im oberen Baselbiet geboren. Er besuchte das Lehrerseminar in Schiers und arbeitete danach als Lehrer für Schwererziehbare. Bekannt wurde er vor allem durch seine Aphorismen. Heute lebt und wirkt er als Lehrer in Reinach.

Heinrich Wiesner, geboren 1925 im oberen Baselbiet.  
Lehrerseminar in Schiers, jetzt Lehrer an einer Kleinklasse  
in Reinach, BL.

Werke:

- 1951 «Der innere Wanderer»
- 1958 «Leichte Boote»
- 1965 «Lakonische Zeilen», München
- 1967 «Lapidare Geschichten», München
- 1969 «Schauplätze», Zürich und Basel
- 1970 «Rico», Basel
- 1971 «Der Jass», Einakter, uraufgeführt 1971 in der Komödie Basel
- 1972 «Neue lakonische Zeilen», München
- 1973 «Notennot», Basel
- 1975 «Das Dankschreiben», Basel

Ungekürzte Lizenzausgabe für den Buchclub Ex Libris Zürich  
Copyright 1976 by Lenos Presse, Basel  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Switzerland

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader 16](#)

*Für Louis Ribaux und  
Heinz Szadrowsky*

*sowie meine Jugendfreunde  
Kathi und Alfred Bangerter*

An dieser Stelle danke ich dem Jubiläumsfonds der Basellandschaftlichen Kantonalbank sowie der Basellandschaftlichen Literaturkommission für ihre grosszügige Förderung an diesem Buch.

Ebenso gilt mein ausdrücklicher Dank Herrn Dr. phil René Salathé.  
Für die Durchsicht des Manuskripts danke ich Herrn Dr. Werner Oberle.

# 1

Der eine hiess Hans, der andere Günther. Der eine hiess Hans Karch, während mir Günthers Geschlechtsname entfallen ist. So sprachen wir später nur von Hans Karch und Günther... Danach setzte eine Pause ein und ein Werweissen. Doch kam uns der Name nicht mehr in den Sinn.

Es erstaunte sie, dass es zum Frühstück Butter aufs Brot gab, mit Röstli, Käse und Konfitüre.

‘Konfitüre heisst Marmelade’, erklärten sie. Die Röstli nahmen sie sich auf den Teller, während wir mit dem Löffel in die Schüssel stachen. Wir drückten die Löffelspitze an den Schüsselrand, bis die Röstli haften blieb. Obwohl sie es ebenfalls versuchten, gelang es ihnen nicht, denn es setzt Übung voraus. Die Butter strichen sie sich hauchdünn aufs Brot.

‘Bei uns gibt’s Schmalz’, sagten sie.

‘Ausgelassenes Fett’, sagte Vater.

‘Walfischfett’, sagten sie.

‘Schweinefett’, sagte Vater. Doch sie beharrten auf Walfischfett.

‘Walfischfett, Schweinefett, geschmolzenes Fett einfach’, sagte Vater.

‘Man isst es mit Saiz’, erklärten sie, ‘schmeckt fein.’

Während ich an einen Vers vom Kuchen dachte, der im Lesebuch stand: ... Eier und Salz, Zucker und Schmalz...

Mutter nahm immer zwei in die Ferien, damit sie nicht Heimweh bekämen. Es lag ihr daran, sie richtig herauszufuttern. Während die Kost tüchtig anschluss bei Hans, blieb Günther der Strich, der er war. Zu Mutters Leidwesen.

Günther und Hans hatten niemals Heimweh äusser dem einen Mal, als sie weinten. Sie weinten



wegen der Abendnachrichten. Es war an meinem Geburtstag. Ich erinnere mich. Sie befürchteten, dass es wegen der Vorkommnisse zum Bürgerkrieg komme und ihre Väter umkommen könnten.

Es gab keinen Bürgerkrieg. Es wurden lediglich ein paar Männer erschossen, darunter ein Mann namens Röhm. Im 'Leben und Bild' war sein Foto zu sehen. Er sah gemütlich aus. Er hatte ein Doppelkinn.

Der Onkel sagte, er wisse genau, wer den Reichstag in Brand gesteckt habe. Ich wusste nicht, wer der Reichstag war. Er sagte, er bestelle die 'Berliner Illustrierte' endgültig ab. Ich mochte die 'Berliner Illustrierte' wegen der Graf Bobby-Witze.

Nach Hans Karch und Günther... kam nur noch einer über den Schweizerbund zu uns. Die Nachbarkinder hänselten ihn seines Namens wegen. Er stiess sich nicht daran, sondern erklärte stolz, es wäre eine Ehre, so zu heissen. Sie fragten ihn, ob er es wisse.

'Was?'

'Ihm ist keiner gewachsen', kicherten sie.

Adolf war der letzte deutsche Junge, der zu uns in die Ferien kam.

Es durfte keiner aus dem Wallis sein. Auch keiner aus Graubünden. Zur Not vielleicht aus dem Miso. Es musste ein Tessiner sein.

Der Schweizerbund sandte uns drei Fotos von Tessinerjungen. Vater fackelte nicht lange, wies mit dem Zeigefinger auf ein Bild uns sagte: 'Der.'

Vater hat als Gotthardmitrailleur 1915 in Locarno die Rekrutenschule absolviert. Nach der Rekrutenschule bekam er keinen Urlaub, sondern wurde in eines der Rekrutenregimenter eingeteilt.

Vater schrieb einen Brief auf Italienisch unter

Zuhilfenahme des 'Beredten Italieners'. Er lag im Sekretär mit speckig abgegriffenem Einband zuoberst auf dem Schriftenstoss. Vater war seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr im Tessin gewesen. Er war stolz auf seinen Brief.

Vater verpasste keine Möglichkeit, sein Italienisch aufzufrischen. Wenn er den Muratore traf, probierte er es an ihm. aus. Dann sagte Vater: 'Come va? Va bene?' Auch zu mir sprach Vater manchmal Italienisch. Er sagte: 'Andiamo alla casa!' Er sagte: 'Stai fermo!' Er sagte: 'Madonna dio christo' oder 'Madonna dio madre' oder Porca madonna!' Zum Spass.

Wir erhielten einen Brief, den Vater mühelos entzifferte. Darin war der Tag der Ankunft angegeben. Die Schrift war die lateinische, nicht die von Hulliger.

Ich konnte, als ich in der Dritten war, mühelos bis hundert zählen und stellte Schnelligkeitsrekorde auf. Nach jedem Zehner änderte der Klang. Mitten im zweiten Zehner änderte der Rhythmus. Wenn ich auf italienisch zählte, empfand ich es wie ein Gedicht.

Wir holten ihn am Bahnhof ab. Wir hörten den Personenzug im Tunnel rauschen. Als er vor dem Bahnhof hielt, suchte ich die Flucht der Wagen ab. Ich erkannte ihn sogleich an den pomadisierten, schwarzgewellten Haaren, die in der Sonne spiegelten. Die Sachen trug er in zwei prall gefüllten Koffern. Wir traten auf ihn zu. Er nannte lachend seinen Namen: 'Orazio'.

Orazio war vierzehn. Er trug pompös gewelltes Haar, auf welchem Lichtreflexe lagen. Er benutzte nicht wie andere Bogenkäjnme. Er trug naturgewelltes Haar. Die Pomade verströmte einen angenehmen Duft.

Orazio zündete eine Ratte an. Sie rannte brennend in den Keller, wo er sie nicht mehr fand.

Orazio war ein kräftiger Junge, gegen den selbst Alfred, der den Handstand auf dem Barren drückte, unterlag.

Orazio kreuzigte den Feuersalamander. Der Feuersalamander wies auf dem Rücken eine schwefelgelbe Zeichnung auf.

Orazio lehrte mich gewisse Dinge in der Kammer, die hangwärts lag. Er erklärte mir, wie es Erwachsene trieben.

Orazio elektrisierte junge Spitzmäuse an den Leitungsdrähten, die man vom Estrichfenster mühelos erreichte. Alfred erklärte, man würde an den Drähten haften bleiben und auf der Stelle tot sein. Dennoch galt es als Mutprobe, rasch mit dem Finger einen Draht zu streifen. Da wir auf Holzdielen standen, fanden weder Alfred, er noch ich den Tod.

Orazio strich im Dorf den Mädchen nach, die sich vor ihm fürchteten.

Orazio erschoss mit dem Flobertgewehr, das wir von Beuggers borgten, die Frühjahrskatzen. Nach dem Genickschuss sprang die Katze endlos über Emdschochen, als wäre sie nicht tot.

Orazio nahm junge Krähen aus und briet sie über offenem Feuer. Er brachte junge Steinkäuze heim; er fütterte die Steinkäuze mit Haferflocken, Würmern und zerhacktem Mäusefleisch. Als auch der zweite eingegangen war, war er bestürzt.

Er hatte eine Ratte gefangen. Sie hatte ein blauschwarzes Fell. Er hat die Ratte mit der Drahtgitterfalle gefangen, so dass er sie lebend bekam. Nur der Schwanz war im Klapptürchen eingeklemmt.

Er hat die Drahtgitterfalle genommen und sie in den Brunnen getaucht. Die Ratte bewegte sich wie im schwerelosen Raum.

Er hat die Falle emporgehalten. Die Ratte be-

wegte sich noch, und an der Nase wuchsen ihr Tropfen.

Er hat die Falle wieder ins Wasser getaucht. Das Fell der Ratte warf Bläschen auf und schimmerte silbern.

Er hat die Falle emporgehalten. Die Ratte bewegte sich immer noch.

Er hat die Falle etwas länger ins Wasser gehalten, bis die Ratte kein Zeichen mehr gab.

Dann hat er die Falle emporgehalten und gesagt: 'Jetzt ist sie tot.'

Er hat die Ratte auf den Tisch gelegt unter der Linde und gesagt: 'Wir zünden sie an.'

Er hat ein schwedisches Zündholz angerissen und es der Ratte ans Fell gehalten. Da es noch nass war, begann es zu motten. Es roch nach Pferdeschmiede.

Dann hat er ein weiteres Zündholz genommen. Dann hat er noch welche genommen.

Als das Fell zu brennen begann, sprang die Ratte vom Tisch und rannte durchs Kellerloch.

Er durchsuchte den ganzen Keller, ohne dass er die Ratte fand.

Die Ratte hinterliess eine Lache auf dem verwetterten, grau maserierten Tisch unter der Linde, der grössten im Dorf. Schon zweimal hatte der Blitz den Stamm geschlitzt.

Von der Schnauze her bildete sich allmählich ein Rinnsal, das der Maserung folgte, während es nach verbranntem Horn von Pferdehufen roch.

Sie hätte in ihrem struppigen Fell eine Wasserratte sein können, von denen mir die andern erzählten im Dorf. Sie glich nicht den Ratten auf den Rücken der liegenden Kühe. Machte ich Licht, bestanden die Ratten nur noch aus Schwänzen.

Die Ratte, deren Fell Orazio mit immer neuen schwedischen Zündhölzern ansengte, schien kleiner als jene, die Vater mit der Krücke erschlug, wenn

sie mit von Gift geblähten Leibern und grossen Augen im Stallgang hockten ohne den geringsten Fluchtversuch.

Eine Ratte hatte den Sieg über eine halbwüchsige Katze davongetragen. Die Katze hatte nach mehreren Bissen und Schreien von ihr ablassen müssen.

Diese war kaum grösser als eine Schärmaus im Herbst, die wir mit der Ringfalle aus den Erdlöchern zogen, abgesehen vom längeren Schwanz. Eine Ratte hatte Tante Lisett im Schweinestall in den Hals gebissen. Die Wunde übelte und heilte nur schwer.

Bevor die schwedischen Zündhölzer richtig zu brennen begannen, hüllte ein blaues Flämmchen den brodelnden Schwefel ein. Der Dampf verursachte einen Stich in der Nase.

Die brennende Ratte sprang hart an meinem Gesicht vorbei und verschwand im Keller, wo Orazio vergeblich nach ihr suchte. Wir suchten auf Mutters Geheiss auch sofort den Heustock ab. Die Ratte blieb unauffindbar, und das Haus ging nicht in Flammen auf.

Jedes Jahr gab es Katzenjunge. Wir fanden sie im Heustock oder Stroh. Auch wenn wir sie vorerst nicht zu Gesicht bekamen, gab uns das eindringliche Gemaue der Katzenmutter einen Hinweis.

Da wir mehrere Katzen hatten, gab es jedesmal mehrmals mehrere Katzenjunge. Vater musste sie, sobald er ihrer habhaft wurde, töten. Er überliess der Katzenmutter stets ein Junges, meist ein Weibchen. Kater mausen nicht.

Manchmal entdeckte Vater sie zu spät. Das heisst, sie waren schon zu gross, als dass es Vater übers Herz gebracht hätte, sie zu töten. Dann hatten wir die Katzenplage.

Wenn ich aus der Küchentür eine Stufe abwärts in den dunklen Flur trat, stiess der Fuss auf

Weiches, das fauchend wegglitt, um sich kurz danach wieder vor der Türe einzufinden.

Einmal zogen wir zwölf Katzen auf, die Frühjahrskatzen eingerechnet, die im Herbst von ausgewachsenen kaum zu unterscheiden waren. Obwohl ein Mäusejahr, war die Zahl der Mäuse leidlich.

Im Winter gab es keine Mäuse. Im Winter gab es ein paar Ratten auf dem Strohboden. Mutter brauchte bloss ihr Bssbssbss zur Tür hinauszuzeigen, war das Dutzend gleich zur Stelle. Radiär, um mehrere Milchnäpfe angeordnet, sassen sie und läppelten.

Als wieder eine Katzenplage auszubrechen drohte, musste ihr abgeholfen werden, und wir borgten uns von Beuggers das Flobertgewehr.

Er hat sich eine herausgegriffen und auf den Arm genommen. Sie liess sich zutraulich streicheln. In der andern hielt er das Flobertgewehr. Wir haben es nicht vor dem Haus getan, sondern gingen abseits in die Ebene, wo das Emdgras auf Schochen lag. Da die Sonne nicht in einem Sack unterging, konnte man anderntags mit schönem Wetter rechnen. Wir haben darum nur kleine Schochen gemacht, damit der Nachtwind das Emdgras trocknete.

Bei den Schochen hat er die Katze auf den Boden gesetzt. Er hat das Flobertgewehr genommen und gespannt. Die Munition ist kaum grösser als die eines Luftgewehrs, mit dem wir sonntags auf Scheiben schossen. Beim Laden hat ihm die Katze von unten her zugeschaut. Sie hatte ein gelbbrot getigertes Fell. Es war eine Frühjahrskatze.

Er hat nicht auf sie gezielt, wie er auf das Kaninchen gezielt hatte, das uns entwischt war. Das Kaninchen hatte unter dem Heuschopf gesessen, wo es beim ersten Schuss tot war. Er hat nicht auf die Katze gezielt, sondern ihr bloss den Lauf ins Genick gehalten.

ten. Um sie abzulenken, sprach ich ihr freundlich zu.

Er hat ihr ins Genick geschossen, und die Katze war hochgesprungen, ähnlich den Hühnern, denen ich mit dem Gertel den Kopf vom Rumpf trennte. Kopflos machten sie noch ein paar Flugversuche. Wo ein Huhn niederging, war das Gras rot besudelt. Während ich beim Huhn, dessen Kopf neben dem Scheitstock lag, den Tod mit Sicherheit annehmen durfte, wusste ich es bei der Katze nicht genau. Katzen haben sieben Leben, sagte Vater.

Die Katze machte mannshohe Sprünge, denen eine spielerische Leichtigkeit eigen war. Anfangs sprang sie über mehrere Schochen. Wenn sie niederging, blieb sie unseren Blicken einen Moment lang verborgen. Da sie sich immer weiter entfernte und die Kraft ihrer Sprünge nicht abzunehmen drohte, zweifelte ich an ihrem Tod. Orazio erklärte, es wären die Nerven.

Als ihre Sprungkraft versiegt war, und sie nicht mehr hochkam hinter den Schochen, traten wir auf sie zu. Sie lag ausgestreckt mit gekreuzten Vorderpfoten in der Sonne, als wärme sie sich. Aus der Nase rann Blut. Orazio schubste sie mit dem Schuh. Sie tat keinen Wank mehr. Er trug sie am Schwanz nach Hause.

Bei der nächsten ging ich nicht mehr mit.

Die Augen der Steinkäuze waren anfangs geöffnet und blickten scharf aus dem Daunenkleid. Um die dunkle Iris lagen zwei scharfgeränderte gelbe Ringe. Sie stachen schwefelgelb in den dämmrigen Flur, wenn man sie mit der Taschenlampe anleuchtete.

Orazio hat ihnen aus einer Kiste einen Stall gezimmert mit einem Türchen aus Maschendraht. Zwei Lederstücke dienten als Scharniere. War das Türchen geöffnet, hing es, von den Scharnieren notdürftig gehalten, als lahmer Flügel herab.

An den Schnabelrändern der Steinkäuze waren gelbe Wülste aufgeworfen. Von der Seite betrachtet, glichen sie Lippen, einem Mund, der bei geschlossenem Schnabel verärgert eine Schippe machte.

Da sich der Kaninchenstall vor dem Hühnerhaus als zu kalt erwies, hängte er die Kiste in den Flur. Er befestigte sie in Augenhöhe. Es roch nach Hühnerstall.

Die Steinkäuze nahmen kein Futter an, weder Haferflocken noch Würmer, noch die Maus, die er ihnen stückweise vorlegte. Als sie die Nahrung auch am zweiten Tag verweigerten, nahm sie Orazio einzeln heraus, öffnete ihnen mit Daumen und Zeigefinger den Schnabel und gab ihnen ein. Widerwillig würgten sie die aufgedrängte Nahrung hinunter.

Sie sassen die ganze Zeit wie fusslos in der Ecke des Stalles und bewegten sich nicht. Wenn er sie herausnahm, traten wulstige Zehen mit grossen Krallen hervor. Beim Streicheln fühlten sich die Federn wie Seide an.

Am dritten Tag traten keine gelben Ringe mehr aus dem Dunkel. Sie hatten die Augen mit den Lidern bezogen, die sich von unten her schlossen. Sie glichen in ihrem grauen Daunenkleid Greisen und sahen müde aus.

Am vierten Morgen hielt Orazio ratlos einen Federball in den Händen und sagte: 'Tot'. Er versicherte, dass er den andern schon durchbringen würde, er sei von Anfang an der Grössere und Stärkere gewesen.

Nach einer Woche betrat Orazio am Morgen die Küche. Er war völlig verdattert und blass.

Er begrub den Steinkauz im Mist.

Er hat den Feuersalamander in die Hand genommen, während mir vor ihm ekelte. Mit Daumen und Zeigefinger hat er ihn hinter den Vorderbeinen gefasst. Der Salamander zappelte, und seine Füsschen



ähnelten Menschenhänden. Ich berührte ohne Abscheu Regenwürmer, Kellerschnecken, Frösche. Vor dem Salamander ekelte ich mich. Vater wusste, wenn man Salamander zu Gesicht bekommt, gibt es Regen.

Er hat den Salamander in den Schuppen getragen. Er hat im Schuppen ein Brett gesucht und gesagt: 'Wir kreuzigen ihn.'

Er hat den Feuersalamander mit dem Rücken auf das Brett gelegt und den ersten Nagel durch den einen Vorderfuss geschlagen. Langsam hat sich der Feuersalamander, der auf der Unterseite auch gezeichnet war, gekrümmt.

Dann hat er ihm den zweiten Nagel durch den zweiten Fuss geschlagen. Der Salamander hat sich langsam mit dem Hinterteil des Körpers aufgebäumt.

Dann hat er ihm die Hinterfüsse auf das Brett genagelt, und der Salamander hat nur noch den Echkopf bewegt und den Schwanz.

Hierauf hat er das Holzbrett hochgehalten und gesagt: 'So hat man Christus auch gekreuzigt.' Und hat dazu gelacht.

Und dann ging er ein Streichholz holen. Und ich fragte ihn: 'Wozu?'

Er steckte es dem Salamander in die Öffnung und erklärte mir, dass es ein Weibchen sei, und ich rief: 'Das nicht!'

Er stiess dem Salamander das Zündholz bis zur Schwefelstelle in den Leib. Dann brannte er ein zweites Zündholz an und hielt es an den Zündholzkopf. Ich schrie: 'Das nicht, das nicht!' und rannte aus dem Schuppen.

Zuerst sah ich es sich nur bewegen. Ich dachte, dass es eine Kröte wäre oder eine Eidechse oder eine Maus. Als ich mich bückte, erkannte ich den Feuersalamander, das Gmol, das wir beim Schafmattweiher angetroffen hatten, auf der Exkursion.

Der Onkel hatte uns die Larven gezeigt, die im Wasser schwammen und sich mit Hilfe eines Ruderschwanzes fortbewegten und durch Kiemen atmeten. Sie sahen ihrem späteren Zustand schon sehr ähnlich, da sie den Schwanz im Gegensatz zu Kaulquappen nicht verlieren.

Ich rührte ihn nicht an, weil seine Haut giftig war, es könne einen Ausschlag geben wie bei Nesselfieber, hatte uns der Onkel erklärt.

Als ihn Orazio zwischen seinen Fingern hielt, zappelte der Feuersalamander hilflos. Er streckte ihn mir lachend vors Gesicht. Ich wich zurück.

Beidseits des Rückgrats liefen gelbe Bänder, die regelmässig unterbrochen waren. Auf der Bauchseite lagen sie querüber. Die schwarzen Füsschen glichen Menschenhänden.

Wenn ich den Feuersalamander zeichnete, malte ich die Bänder schwefelgelb, das übrige schwarz. Ich malte ihn mit *Caran d'Ache*-Stiften. Um Schwefelgelb zu bekommen, benutzte ich den hellgelben Stift. Obwohl das Chromgelb dem Gelb des Salamanders näherkam, verwendete ich Hellgelb, das Schwefelgelb der schwedischen Zündhölzer.

Damit die Haut den feuchten Glanz bekam, drückte ich beim Malen auf den Stift. Nachher polierte ich die Zeichnung mit dem Daumnagel.

Wenn ich ihn mit Wasserfarbe malte, wartete ich ab, bis die schwarze Farbe eingetrocknet war. Um erst dann das Gelb aufzutragen. Stets mischte ich ihm Weiss und eine Spur Grün bei.

## 2

Siegfried glich meinem Onkel.

Siegfried, der Held der Nibelungen, glich meinem toten Onkel, also nicht dem, der mein Lehrer war.

Seit die deutschen Kinder nicht mehr zu uns in die Ferien kamen, zeigte man den Nibelungenfilm in allen Dörfern. Der Onkel sagte, es wäre ein UFA-Film. Er habe mit neunzehn ein Drehbuch an die UFA geschickt und es mit einem freundlichen Brief zurückerhalten.

Da es ein Stummfilm war, blieb mir manches unverständlich, trotz des Kommentars des Vorführenden. Der Onkel hatte in der Schule auf die Sage verzichtet, weil die Erstund Zweitklässler noch zu klein dafür waren. Da ich in der Dritten war, hätte ich die Sage sicher verstanden.

Als ich Siegfried sah, sah ich Onkel Walter, der in der Rekrutenschule an Hirnhautentzündung gestorben war und den Hof hätte übernehmen sollen.

Im Film ging alles zu rasch, so dass ich nur einige Szenen und Namen behielt: Siegfried badet sorglos im Blutbach des Drachen. Das Lindenblatt löst sich vom Ast und segelt auf Siegfrieds Schulter. Kriemhild trägt blonde Zöpfe um den Kopf. Sie blickt besorgt, als sie das Kreuz an Siegfrieds Wams näht. Brunhild blickt finster und wirft einen Speer. Siegfried wirft einen Speer und übertrifft sie im Wurf. Hagen hegt einen unverkennbaren Hass gegen Siegfried. Hagen wirft einen Speer, der Siegfried trifft.

Als Siegfried aufgebahrt lag, glich er Onkel Walter im Sarg, der in der Dragonerrekrutenschule in Thun gestorben war und von Vater heimgeholt wurde, weil Vater von allen neun der Älteste war.

Siegfrieds Leichnam war über und über mit Rosen geschmückt.

Der Onkel hielt nur in gefalteten Händen ein Strüsschen. Die Innenseite des Sarges war mit Asparagus ausgelegt. Der Onkel lag im Vorraum zur Küche auf zwei Taburets aufgebahrt. Das Bahrtuch verbarg sie den Blicken. Er trug die Haare entschieden kürzer als Siegfried.

Später hing das Foto in Grossmutter's Zimmer, im Dachstock über uns. Der Onkel trug Waffenrock und Mütze. Man hatte das ursprüngliche Brustbild vergrössert und leicht koloriert. In Uniform war keine Ähnlichkeit mehr zu erkennen. Grossmutter wäre am liebsten mit ihm gegangen, weil ihr der Jüngste, wie sie mir anvertraute, am meisten ans Herz gewachsen war und den Hof hätte übernehmen sollen. Grossmutter bezog vom Bund eine Rente. Grossmutter langte jedesmal in den Kastenfuss und gab mir ein Anisbrötchen, das noch von Weihnachten stammte und durchdringend nach Naphthalin roch.

Nach Ende des Films und noch Tage danach sprachen wir nur mehr von der, die die Kriemhild spielte und Emmy Sonnemann hiess. Während die Mädchen für Siegfried schwärmten.

Wir haben vor dem Haus eine Schleife gebahnt. Über Nacht war Schnee gefallen. Er reichte mir bis zu den Knien. Wir haben eine Schleife gebahnt und uns darauf getummelt. Einer ist platt auf den Rücken gefallen, und ich habe gelacht. Leni hat mich zurechtgewiesen und gesagt, dass Lachen und überhaupt lautes Reden verboten wäre: 'Du hast keinen Anstand.' Die Cousins und Cousinen, die bereits in die Schule gingen, haben ihr zugestimmt. Ich bin erschrocken und habe geschwiegen.

Man hat uns ins Haus gerufen, wo im Vorraum zur Küche der Onkel lag. Ich habe mich ans Kopfende des Sarges gestellt und den Onkel betrachtet. Er trug ein Hemd mit gestärkter Brust, und die gefalteten Hände sahen ungewohnt gelb und knöchern aus. Die Haare waren kurz geschoren. Die Umstehenden haben geweint und geschluchzt. Seine Braut hat laut geschrien. Ich habe nicht geweint und nicht geschluchzt, sondern habe geschwiegen.

Als wir aus dem Haus traten, hatten draussen Soldaten Aufstellung genommen. Vier davon haben den Sarg zu beiden Seiten des Totenwagens begleitet. Als wir uns vom Haus wegbewegten, läutete die Schulhausglocke ein. Dann verstummte die Glocke, und wir sind fast eine Stunde langsam hinter dem Wagen durch den Schnee gegangen. Kurz vor Kilchberg haben die Kirchenglocken zu läuten begonnen. Während des ganzen Weges sagte ich zu Mutter kein Wort.

Auf dem Friedhof wurde die Fahne über den Sarg gebreitet und Helm und Säbel auf das Schweizerkreuz gelegt. Während der Onkel beerdigt wurde, standen die Soldaten stramm und bewegten sich nicht. Als der Sarg in der Grube lag, rührten sich die Soldaten. Sie spreizten die Beine und hielten die Köpfe nicht mehr so starr und schauten nicht mehr so angestrengt drein.

Nachdem der Pfarrer geendet hatte, ergriff eine Gruppe Soldaten das Gewehr. Auf das Kommando 'Hoch-an!' rissen sie das Gewehr in die Höhe. Auf das Kommando 'Feuer!' schossen sie dreimal zum Himmel. Obwohl mir Mutter die Ohren zuhielt, erschrak ich ob des furchtbaren Knalls. Doch habe ich nichts gesagt.

Im Rössli gab es Himbeersirup und einen kalten Teller. Ich sass neben Grossmutter, die dauernd

weinte und klagte, dass sie am liebsten mit ihm gegangen wäre: 'Er ist mein Jüngster gewesen, der Liebste.'

Während des Essens wurde es immer lauter. Ich sah durch Schwaden von Rauch, wie die Männer und Frauen schwatzten und sogar lachten. Ich sah, wie Cousins und Cousinen lachten und schwatzten. Während ich schwieg.

Ich erinnere mich an ein Bild, das Göring als Reichsforstmeister zeigte. Er trug Jägeruniform mit breitem, vorn aufgekrempelem Schlapphut. An der Joppe hingen diesmal keine Medaillen. Er lachte mit runden Bäckchen.

Ich dachte, dass ihm das Reichsforstmeisteramt viel Arbeit bringen würde. Ich dachte, dass er, selbst wenn er sein Amt ernst nähme, nie alle Wälder bewältigen könne.

Ich erinnere mich an ein Bild vom Tiergartenviertel. Es zeigt aufgesessene Soldaten mit der Aufschrift 'Garde Hermann Görings' auf der Uniform. Es waren Soldaten der Geheimen Staatspolizei, die Göring gegründet hatte, wie mir der Onkel erklärte.

Göring wurde Innenminister.

Göring wurde Oberbefehlshaber der Luftwaffe und nannte sich Luftmarschall.

Ich fragte mich, wie kann er zugleich Luftmarschall, Innenminister, Leiter der Geheimen Staatspolizei sein und erst noch das Reichsforstmeisteramt innehaben. Der Wald kommt sicher zu kurz.

Mutter sagte: 'Göring ist ein sympathischer Mann mit seinem fröhlichen Lachen, viel sympathischer als Hitler mit seinem Schnauz.'

‘Dicke Männer sind gemütlich’, sagte Vater, ‘darauf kann man gehen.’

Göring hat die Gestapo gegründet. Göring war Innenminister. Göring war Oberbefehlshaber der Luftwaffe und hatte das Reichsforstmeisteramt inne. Ich verstand, dass Emmy Sonnemann Göring geheiratet hatte, obwohl ich ihr Siegfried gegönnt hätte.

Kriemhild trug einen geflochtenen Zopf um den Kopf, eine Gretchenfrisur. Einzelne widerspenstige Haare leuchteten hell im Gegenlicht. Kein Zweifel, Kriemhild trug goldenes Haar wie die Königinnen im Märchen.

Kriemhild war eine flinke Königin mit schlanker Taille und geschnürtem Mieder und einem funkelnden Gürtelschloss, ähnlich den Trachtenjungfern. Die Lippen erschienen durch die aufgetragene Schminke dunkel und scharf. Über dem schlanken Hals legte sich die Gretchenfrisur als dichter Kranz um den Kopf.

Kurz nachdem ich Emmy Sonnemann die Kriemhild hatte spielen sehen, wurde sie Görings Braut.

Emmy Sonnemann heiratete Göring. Ich habe die Hochzeitsfotos in der ‘Berliner Illustrierten’ entdeckt. Die letzten Nummern lagen bei Grossmutter auf dem Nähmaschinentischchen.

Emmy Sonnemann verband mit Kriemhild nur noch entfernte Ähnlichkeit. Sie war zweiundvierzig, eine alte Frau, sieben Jahre älter als Mutter und nicht mehr schlank. Sie trug onduliertes Haar mit einem Knoten am Hinterkopf wie Mutter.

Emmy Sonnemann war nicht mehr Kriemhild. Emmy Sonnemann war Emmy Göring.

Ein Foto zeigte auch Goebbels mit seiner Frau, die mir entschieden besser gefiel.

Und wie mochte wohl der aussehen, der Siegfried gespielt hat, dem Onkel Walter geglichen hatte und ihm immer noch glich?

Ich habe den andern gesagt: 'Göring ist im Ersten Weltkrieg Fliegeroffizier gewesen. Er erhielt die höchste Auszeichnung.'

Oder ich habe gesagt: 'Ich kenne ein Foto von Göring aus der 'Berliner Illustrierten', auf dem er noch schlank ist. Auf seinem Uniformrock hängen noch nicht so viele Orden. Hingegen ist das Hakenkreuz bereits über dem linken Ellenbogen angebracht.' Breitspurig stand er neben einem Tisch, auf dessen Platte er sich mit gespreizten Fingern stützte. Der linke Arm war abgewinkelt, damit das Hakenkreuz gut sichtbar war.

Ich sagte: 'Göring war rassig, als er jung war.'

Oder ich sagte: 'Göring war nach dem Ersten Weltkrieg Kunstflieger in Schweden.' Oder: 'Göring hat Emmy Sonnemann geheiratet, die im Film die Kriemhild spielte.'

Oder ich sagte: 'Göring hat den deutschen Wald unter sich. Er ist noch Reichsforstmeister.'

Oder ich habe gesagt: 'Ich habe Göring in kurzen Lederhosen gesehen, er sah unmöglich aus. Die dicken Knie quollen wie Würste aus den Hosenröhren, und er trug Hosenträger wie bei uns die Dreijährigen, mit einem Querband auf der Brust.'

'Ja was', haben die andern gesagt, 'Kunstflieger ist er gewesen. Göring ist schon ein toller Kerl.'

Dann haben sie gesagt: 'Aber eben auch ihm ist keiner gewachsen. Die Tochter, das weiss man, stammt nicht von ihm. Er ist ein Zwick.'

Und wir haben gelacht.

Und wir haben gesagt: 'Hitler ist auch ein Zwick. Er hat nichts mit Frauen.'



Und wir haben wieder gelacht.

Siegfried ritt auf einem Schimmel durch den Wald. Er geriet in Nebel. Ein unsichtbarer Gegner setzte ihm zu. Siegfried schlug mit dem Schwert die Luft. Er hielt die Tarnkappe in der Hand. Vor ihm stand Zwerg Alberich. Alberich tat unterwürfig. Siegfried nickte und ritt davon.

Siegfried zog die Tarnkappe über und stand Gunther beim Speerwurf bei. Sie besiegten Gudrun.

Auch ich zog die Tarnkappe über. Ich warf keinen Speer und kämpfte nicht gegen Gudrun. Ich kämpfte gegen meinen Feind.

Mein Feind war der Sohn des Schneiders, dessen Haus am Dorfbach lag. Er war aus der Schule. Er stand vor der Konfirmation.

Die Tarnkappe hüllte mich nicht in Nebel. Sie machte mich bloss unsichtbar. Jeden Abend zog ich sie über.

Er versperrte mir den Weg, wenn ich Kommissionen machte. Er hielt mich fest und drohte mit Torturen. Oft zwang er mich zu einem Umweg.

Nachts rechnete ich ab mit ihm. Ich schlich ihn an in Turnschuhen, um ihm eine zu versetzen. Schreiend floh er dann ins Haus.

Als der Dorfbach Eis hatte, brach ich bei einer Schwelle ein und wurde durch und durch nass. Obwohl ich ihm erklärte, ich wäre nass bis auf die Haut, liess er mich nicht passieren. Zu Hause waren dann die Kleider steif.

Jeden Abend liess ich es ihn entgelten, manchmal mit dem Knüppelausdemsack, manchmal mit dem Peitschengriff.

Einmal hat er mich über eine Stunde festgehalten. Es brachte mir bei Mutter Schelte ein. Den Grund habe ich Mutter nicht verraten, da seine Stiefmutter Mutters Jugendfreundin war. Sie war Schnei-

derin. Sie war auch Arbeitslehrerin. Manchmal ging Mutter für ein Kleid zur Anprobe.

Immer vor dem Einschlafen zog ich die Tarnkappe über und rächte mich.

### 3

Als ich im Bücherregal des Onkels eine deutsche Fibel fand, wunderte ich mich, dass die Buchstaben in Druckschrift gesetzt waren und nicht, wie erwartet, in deutscher Kurrentschrift mit Schwell- und Haarstrichen. Ich hatte zuvor im Estrich eine Fibel mit dem deutschen Alphabet gefunden. Da man vor meinem Schuleintritt zur Hulligerschrift übergegangen war, beschloss ich, mir das deutsche Alphabet auf eigene Faust anzueignen. Ich schrieb mit der Sütterlinfeder in deutscher Schrift Vor- und Geschlechtsnamen oder Sophie, den Namen meiner Mutter. Mutter bestätigte mir, dass alle Buchstaben richtig wären, auch das schwierige grosse W. Es gelang mir, Tante Albertines Brief zu entziffern, der in Kurrentschrift abgefasst und dem Weihnachtspaket beigelegt war.

In der 'Fibel für die Volksschulen Württembergs' entdeckte ich zwei Fotos vom Führer. Auf einem bückt er sich freundlich zu zahmen Rehen. Als Unterschrift stand 'Ein Tierfreund'. Auf dem andern hat er Geburtstag. Drei Kinder, der Knabe nannte sich Siegfried, gratulierten dem Führer. Der Führer, hiess es allgemein, wäre ein grosser Kinder-narr.

Ich besah mir die Bilder. Die Kinder schwenkten oft Fähnchen mit Hakenkreuzen. Ich las die Geschichten. Einige standen auch in unserem Lesebuch. Ein Gedicht war mit 'Jungvolk' überschrieben und endete mit 'Diridiri dong Heil

Hitler!’ Auf einer andern Seite sandte Kurt seiner Mutter einen Brief aus den Ferien und schrieb zum Schluss: ‘An Vater und Edeltraut einen schönen Gruss. Heil Hitler.  
Dein Kurt.’

Als uns Hans Karch einen Brief sandte, stand am Schluss nur: ‘Mit herzlichen Grüßen. Euer Hans.’

Immer, wenn ich in den oberen Stock zu Grossmutter ging, blätterte ich in der ‘Berliner Illustrierten’, las in ‘Grimms Märchen’, in den ‘Sagen des klassischen Altertums’ oder in der ‘Fibel für die Volksschulen Württembergs’, die der Onkel bei einem Kollegen aus Lörrach gegen ein schweizerisches Lesebuch eingetauscht hatte.

Als wir noch kein Radio besaßen, ging ich oft in den oberen Stock, um mir bei Grossmutter die Kinderstunde oder Musik anzuhören. Radio Stuttgart strahlte auf Mittelwelle sonntags die Sendung vom Kasperle aus, die ich nicht verpassen wollte. Auf dem Nähtischkasten lag meist eine Nummer der ‘Berliner Illustrierten’ mit Bobby- oder Adamsonwitzen. An der einen Wand hing das kolorierte Foto ihres Jüngsten in Uniform. Die Konturen waren verwischt wie auf dem Foto an der Wand gegenüber, auf dem der Onkel ebenfalls im kragenlosen Werktagshemd eingerahmt war und Siegfried glich.

Grossmutter blickte oft auf eines der Fotos und seufzte, dass sie am liebsten mit ihm gegangen wäre. Immer wenn sie sich mit Vater gestritten hatte, sagte sie das. Grossmutter war sechzig und bezog für Onkel Walter vom Bund eine Rente. Doch war sie nicht gewillt, Vater den Hof zu übergeben. Vater, der Ältteste, der nur aus Gutwilligkeit

auf Grossmutter's Hof gezogen war, wollte ihn selbständig führen.

Grossmutter's Haare waren in der Mitte streng gescheitelt und hinten zum üblichen Knoten gerafft. Gelbliche Strähnen durchzogen ihr dichtes weisses Haar, was die Vermutung nahelegte, Grossmutter müsse früher blond gewesen sein. Was nicht zutraf. Das Haar war vorzeitig weiss geworden. 'Aus Kummer', wie mir Grossmutter anvertraute.

Vater hatte Grossmutter's Nase geerbt und die rosigen Backen mit den roten Äderchen, die sich nah unter der Haut verzweigten. 'Auch sonst hat er viel von ihr', meinte Mutter, die Grossmutter nicht duzte, sondern 'Ihr' zu ihr sagte.

Ihren Zügen nach musste Grossmutter in jungen Jahren ein schönes Mädchen gewesen sein. Manchmal versuchte ich, mir Grossmutter jung vorzustellen. 'Eine Wirtstochter war sie, zu der ein Stuhldiener ging und sie freite', sagte Vater. Grossvater war, bevor er das hintere Ried übernahm, als Kontrolleur den Webstühlen nachgegangen, die den Basler Seidenherren gehörten. Grossvater kaufte das hintere Ried Anno vier, weil ihm der Beruf nicht zusagte. In den dreissiger Jahren wurden fast sämtliche Stühle in allen Dörfern verholzt, auch der unsrige. Der Elektromotor stand verstaubt im Estrich, bis er als Antrieb für die Jauchepumpe Verwendung fand.

Grossmutter hatte eine Warze am Kinn, auf welcher ihr dunkle Haare wuchsen. Auch ihre Oberlippe war behaart, weshalb ich mich fragte, warum rasiert sie sich nie. Trotzdem musste Grossmutter mit zwanzig ein rassiges Mädchen gewesen sein, was ein zeitgenössisches Foto im Album bestätigte. In Halskrause und bauschigem, bis zu den Knöcheln reichenden Rock stand sie schlank mit

hochgetürmter Frisur vor einer Landschaftskulisse.

Auch der linke untere Eckzahn, der sich zu einem Hexenzahn ausgewachsen hatte, beeinträchtigte Grossmutterns Aussehen nicht. Der Zahn war so lang geworden, weil sie den oberen angeblich früh verloren hatte.

Als wir dann selber ein Radio besaßen, ging ich weniger oft in den oberen Stock.

Als wir zwei Jahre später wieder das vordere Ried bewohnten, kam Grossmutter abends öfters kurz auf Besuch. Sie ging an einem Stock und musste sich die Schuhe der Spreizfüsse wegen nach Mass anfertigen lassen. Das Überbein stand rechtwinklig von der grossen Zehe ab.

Zu Hause stand das Radio auf dem Sekretär.

Das Radio war geflammte Birke, während Sekretär und Kasten auf Tannenholzmaserung gebracht worden waren. Das Gehäuse berührte beinahe die Decke.

Ich hörte neben Beromünster auch Radio Stuttgart wegen der Schlager und Soldatenlieder, die noch in den letzten Kriegswochen nichts von ihrem Schneid eingebüsst hatten.

Vater war einer der ersten im Dorf, der sich trotz Konzessionsgebühren und Anschaffungskosten ein Radio gekauft hatte. Abends hörten wir Beromünster. Dann empfingen wir störungsfrei. Wir liessen kein Hörspiel aus. Mutter zog die Mundarthörspiele den hochdeutschen vor, weil sie sich ihres Gehörleidens wegen, das sie sich während der grossen Grippe zugezogen hatte, weniger auf das Gesprochene konzentrieren musste. Auch Beromünster brachte gelegentlich Hörspiele in hochdeutscher Sprache.

Hatten wir Besuch, stellte ich mich auf den Schemel und drehte den Knopf auf leise, um mir dennoch die Schlager anhören zu können. Sass ich

nachmittags bei den Aufgaben, suchte ich die Skala der Mittelwelle nach den Stimmen von Zarah Leander, Ilse Werner und Lale Andersen ab. Erna Sack, die deutsche Nachtigall, pfiff buchstäblich, wenn sie ihren höchsten, kaum noch menschlich zu nennenden Ton erreichte und nicht mehr abbrechen zu wollen drohte.

Wenn Lale Andersen abends ‘Unter der Laterne’ sang, unterbrach sich Mutter in der Küche, trat in den Türrahmen, horchte mit offenen Lippen und angestrengtem Blick zum Radio hinüber und liess eher die aufgesetzte Milch überlaufen oder die Rösti anbrennen, als dass sie sich auch den letzten sich verlangsamenden Takt mit der schwermütig ausklingenden Trompete hätte entgehen lassen wollen. Kam Vater gerade vom Stall, liess er den Henkel scheppernd auf den Milchkessel fallen, wartete mit dem Händewaschen, tauchte hinter der Mutter auf, bekam das Glänzen in den Augen wie bei seinem Lieblingslied ‘Ich bin vom Gotthard der letzte Postillion’, wobei er sich jedesmal ärgerte, dass die zweite Strophe nicht gesungen wurde.

Sass ich nachmittags bei den Hausaufgaben, suchte ich die Skala nach deutschen Schlagern ab. Zuweilen wurde die Musik durch die verheissungsvolle Stimme des Sprechers unterbrochen, die eine Sondermeldung in Aussicht stellte: ‘Wir erwarten in Kürze eine Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier. Sie hören jetzt Musik.’ Nach einer Weile vernahm man die Fanfarenstösse des Signets. Dann verkündete der Sprecher mit erregter Stimme die Anzahl der versenkten Bruttoregistertonnen. Wonach siegreiche Marschmusik einsetzte oder das Lied ‘Denn wir fahren gegen Engelland’.

Auf Kurzwelle suchte ich ‘Die Stimme Amerikas’, die periodisch in einem lästigen Geräusch

unterging. Unausgesetzt liess ich, wie meine Kameraden, das Radio laufen. Auf dem Heimweg ahmten wir Zarah Leanders dunkle Stimme nach: 'Kann denn Liebe Sünde sein'.

Wenn Hitler sprach, drehten wir das Radio an. Wenn eine Rede angekündigt war, verschoben wir das Grasen auf den nächsten Morgen, und Vater beeilte sich im Stall, weil er sich Hitlers Rede nicht entgehen lassen wollte. Hitlers Reden waren eher rar.

Wenn Hitler sprach, begann er leise, und seine Stimme stockte, als müsse er sich erst noch überlegen, was zu sagen sei. Seine Stimme klang versöhnlich, und er schien der Mann mit der Fliege, der freundlich lächelnd mit zurückgeworfener Hand die Volksgenossen lässig grüsste und der korrekten Ausführung des Hitlergrusses als einziger nicht die gehörige Beachtung schenkte.

Wenn Hitler sprach, wartete ich ab, bis seine Stimme nicht mehr stockte, sondern anschwell und zunehmend rauchig wurde. Wenn er dann bellte, lachte ich. Mutter schüttelte den Kopf und liess ein Tz Tz hören. Vater schüttelte den Kopf und schwieg.

Danach sprach Hitler wieder leise, als müsse er sich von der Anstrengung erholen. Auch wenn er wieder leise sprach, klang der Groll von vorher in der Stimme mit.

Dann wartete ich ab, bis Hitler wieder bellte.

Man hat sich Hitlers Gesicht als Ei vorzustellen. Ich zeichnete mit Bleistift ein Oval, das ich mit schräger Linie schnitt. Etwas unterhalb der Mitte malte ich das schwarze Viereck aus. Man erkannte ihn sogleich.

Unter der Strähne standen anfangs noch Augen markierende Punkte. Die Strähne indessen war

derart typisch, dass das Schnurrbartquadrat genügte. Wenn Hitler sprach, war auch der Mund quadratisch, in welchem niemals Zähne sichtbar waren. Das grössere Mundquadrat entsprach dem kleineren Quadrat des Schnäuzchens.

Hitler trug den Scheitel rechts. Ich begann, die Männer nach ihrem Scheitel hin zu mustern. Auch andere scheideten sich rechts. Ich nahm den Kamm in meine ungeschickte Linke. Es misslang. Daraus folgerte ich, Hitler müsse Linkshänder sein.

Ich zeichnete Stalin. Sein dichter Haarschopf und der ausgeprägte Schnurrbart eigneten sich eher fürs Profil. Haarschopf und Schnurrbart machten ihn noch nicht. Im Gegensatz zu Hitler kam es bei ihm aufs Auge an. Von der Nasenwurzel her zog sich schräg aufwärts der Mongolenschlitz, darüber ebenso schräg aufwärts fliehend seine Braue.

Ich konnte Stalin, Hitler zeichnen. Ich überlegte mir, weshalb mir nicht auch Churchill oder Mussolini lagen. Mussolini mit seinem Baggerkinn. Churchill, von allen der Sympathischste. Im Burenkrieg war er zum Tod verurteilt worden. Die Flucht war legendär.

Churchill und Mussolini trugen keinen Schnurrbart und hatten beide eine Glatze. Ich folgerete, dass Leute, welche Haare tragen, geeignetere Zeichnungsobjekte sind. Vater gelang mir trotz des Bartes nicht. Es mochte daran liegen, dass Vaters Bild nie in der Zeitung stand.

Während einzig Vater einen Vollbart trug, hatten andere ihr Lippenschnäuzchen und sahen dabei recht solide aus, was mich zu einer Korrektur bezog in Bezug auf Hitler.

Je länger Hitler an der Macht war, desto weniger Hitlerschnäuzchen traf man jetzt im Dorf.



Die einen rasierten sich die Fliege ab. Andere liessen sie zu einem breiten Schnurrbart wachsen, dessen Enden sie zu Spitzen zwirnten. Der Schnurrbart Gottlieb Langs war meiner Meinung nach sowohl in Dichte als im Ausmass seiner Länge der respektabelste im Dorf.

## 4

In der Zehnuhrpause war nicht mehr Schwingen Mode. Es gab keinen äusseren und inneren Briener mehr. Man zog nicht mehr kurz und versuchte nicht, sich durch die Brücke vor der endgültigen Niederlage zu retten. Nun übten wir Weitsprung mit dem Namen Jesse Owens im Mund.

Jesse Owens sprang in Berlin die Weite von 8.06 Metern. Wir massen die Länge im Sandplatzgeviert. Owens wäre über den Balken hinausgesprungen und im rostigen Maschendrahtzaun gelandet. Wir sagten: 'Eine solche Weite!' Wir sagten: 'Schulzimmerlänge'. Ich sagte zu Mutter: 'So lang wie die Stube und dann noch drei Meter hinzu.'

Im 'Leben und Bild' stand ein Foto vom Aufmarsch der Nationen. Im Vordergrund standen Soldaten in weisser Uniform. Sie reckten die Hände zum Hitlergruss.

Im Kunstturnen belegte die Schweiz hinter Deutschland den zweiten Platz. Im Kunstturnen, hiess es, hätte die Schweiz eigentlich siegen müssen. Man sagte, der Sieg wurde uns buchstäblich gestohlen.

Die Schlachtenbummler rühmten die schöne Ordnung, die überall herrsche im Reich. Mit welchen Leuten man auch immer gesprochen habe, niemand habe Negatives gesagt oder geklagt. In

Bezug auf die Zustände draussen hätten die Zeitungsschreiber bestimmt übertrieben. Nein, Deutschland habe einen sehr guten Eindruck gemacht auf sie. Nirgends sei auch nur eine Andeutung von Konzentrationslagern zu vernehmen gewesen. Die deutsche Bevölkerung hätte doch sicher Kenntnis davon gehabt.

Und immer wieder Fotos von Jesse Owens; die braune Gazelle, der schwarze Panther, der Mann aus Ebenholz.

Jesse Owens, das Läufer- und Springerwunder. Er lief die hundert Meter in 10,2. Er holte vier Goldmedaillen.

Jesse Owens als Sieger auf dem mittleren Sockel. Hitler verliess seine Loge demonstrativ, um sich der Pflicht zu entziehen, einem Untermenschen die Hand zu drücken.

## 5

Die Soldaten hatten auch bei Schnee Manöver. Sie schossen im Berg. Wenn sich die Gefechte in unsere Gegend zogen, sah ich ihnen zu.

Die Soldaten rannten durch den Baumgarten, warfen sich bäuchlings in den Schnee, brachten das Lmg in Stellung und liessen einen Lader durch. Oft schossen sie stehend aus der Hüfte, hinter einem Baum Deckung suchend. Selten gingen die Soldaten hinter dem Haus in Deckung. Sie vermieden es, durch ihre Schiesserei die Kühe zu erschrecken, die im Spätherbst meistens trächtig waren. Es hätte Totgeburten zur Folge haben können.

Die Soldaten schossen mit blinder Munition, die sich am Algenrün der Holzapfen feststellen liess. Tauchten unmittelbar Soldaten mit weissen

Helmbinden auf, kam eine wilde Schiesserei in Gang. Dann rief ein Offizier mit weisser Armbinde 'Haaalt' und erklärte einige für tot.

Die Toten zogen ihre Helme ab, hängten sich lachend die Gewehre um und gingen in die Küche, um sich zu trocknen. Mutter tischte ihnen Brot mit Spiegeleiern auf und einen 'Kaffee fertig', Für zwei Spiegeleier und einen Kaffee Schnaps verlangte Mutter fünfzig Rappen. Die Soldaten fanden es zu wenig. Doch Mutter wehrte ab, sie wolle an Soldaten nichts verdienen, Soldaten brauchten etwas Warmes bei dem Wetter.

Nicht nur die Toten, auch jene, die weiterkämpfen sollten, traten ein, wobei ich sicher war, dass sie eine Strafe auf sich ziehen würden.

Trat ein Offizier ein, schob ihm ein Soldat das Taburett zu ohne den geringsten Ausdruck von Verlegenheit. Der Offizier winkte ab und sagte: 'Bleiben Sie', und zeigte kein Missfallen, wie zu erwarten war. Doch der Soldat bestand darauf, dass sich der Offizier setzte. Der Offizier zog den Helm ab, setzte sich und wartete in sich gekehrt, bis er an der Reihe war. Auch er sah unrasiert und übernächtigt aus.

Die Soldaten, die noch am Leben waren, wechselten in rascher Folge, während die Toten in einer Ecke sassen und sich angeregt unterhielten.

Manchmal fragten sie nach Speck. Für Kaffee mit Brot und Speck verlangte Mutter einen Franken, den Tagessold. Da die Soldaten freigiebig waren, fiel oft ein Trinkgeld für mich ab.

Wenn wir die Hülsen im Gras glänzen sahen, war es ein Ereignis. Die Hülsen begeisterten uns

mehr als Weinbergschnecken, für die man im Herbst fünfzig Rappen pro Kilo bezahlte. Wir verkauften sie während der Zehnuhrpause dem Händler auf dem Schulhausplatz. Für Hülsen bezahlte man nichts. Hülsen erregten uns mehr als eine Schärmaus in der Falle. Die Gemeinde bezahlte pro Maus zwanzig Rappen und zog sie von den Steuern ab. Max Rickenbacher brachte es am Tag auf über hundert Stück.

Die Soldaten fanden nicht immer Zeit, die Hülsen unmittelbar nach dem Schiessen einzusammeln, da sie, zumal während Manövern, die Stellungen öfters wechselten. Die Manöver fanden im Frühjahr oder Herbst statt. Man schonte die Kulturen.

Wir merkten uns die Orte, wo geschossen wurde, und legten es darauf an, den Soldaten zuvorzukommen. Oft liessen sie ganze Nester zurück. Und jedesmal war es ein Ereignis, wenn wir die goldenen Dinger im Gras glänzen sahen. Manchmal drohten uns die Soldaten durch Zurufe. Oft kehrten sie erst zurück, nachdem wir die Hülsen schon aufgelesen hatten.

Wir teilten uns fifty-fifty in die Hülsen, wie wir uns die Schnecken teilten, wenn wir gemeinsam auf Schneckensuche gingen. Beim Mäusen beschränkten wir uns auf die eigenen Felder oder begaben uns auf die entfernte Schafmatt.

Obwohl wir angehalten wurden, die Hülsen abzugeben, bewahrten wir sie im Estrich auf.

Fand sich eine Platzpatrone, die noch nicht verschossen war, entfernte Alfred den grünen Zapfen und schüttete das Schwarzpulver auf die Hobelbank. Beim Abbrennen sprühten Sternchen auf, und es gab ein kleines Feuerwerk. Alfred spannte die Hülse in den Schraubstock und schlug mit einem Hammer einen Nagel auf die Kapsel, der als Zündstift wirkte. Es gab einen enttäuschend leisen Knall.

Wir versteckten den Hülsensack im Webstuhlgebälk und kontrollierten von Zeit zu Zeit das Gewicht. Und waren nicht gewillt, die Hülsen abzugeben trotz des Aufrufs in der 'Volksstimme', den man mit der Aufforderung verband, unbedingt einen Notvorrat an Zucker und Kaffee anzuschaffen, die Weltlage erfordere es.

Hatten wir Glück, sahen wir über uns das Schrapnell in der Sonne blitzen. Oft war die Ausschau vergeblich. Es hing vom Winkel ab, in welchem man zur Geschossbahn und zur Sonne stand. Wenn es über uns rührte, zählten wir bis drei. Dann sah man auf der Mapprachweide einen Blitz und hierauf ein schwarzes Wölklein platzen, das rasch in Weiss übergang. Nachdem wir noch einmal bis drei gezählt hatten, detonierte es. Die Zahl der Trichter, die im nahen Umkreis lagen, nahm täglich zu.

Wenn nach drei kein Wölklein platzte und nach nochmals drei kein Knall erfolgte, stellte man das Feuer ein. Die Wachmannschaft, die das Gelände abspernte, musste nach dem Blindgänger suchen. Die Soldaten bewegten sich als Punkte.

In der Schiessanzeige, die man in der 'Volksstimme' publizierte, war der Raum beschrieben, in welchem Übungen mit scharfer Munition durchgeführt wurden. Der Baselbieter, Solothurner und der Aargauer Jura kamen in Betracht, auch die Mapprachweide und der Leutschenberg.

In der Schiessanzeige wurde das Betreten des gefährdeten Geländes verboten. Das Weidevieh war in Sicherheit zu bringen, also auch das Vieh auf der Mapprachweide, das als gelbe Flecken zu erkennen war. Man bevorzugte die Simmentaler-rasse, während Vater auf Innerschweizer Braunvieh schwor.

In der Schiessanzeige, die auch an der Tür zum Milchlokal angeschlagen wurde, war zu lesen, dass tagsüber rotweisse Fahnen aufgezogen würden. Nachts stellte man Laternen in Dreiecksform auf. Das Berühren oder Auflesen von Geschossteilen wie Zünder oder Zünderkopf sei verboten. Der Sprengstoff könne noch nach Jahren explodieren. Für Schäden, die aus Nichtbefolgen der Schiessanzeige entstünden, werde jede Haftung abgelehnt.

Auch im Berg wurde scharf geschossen mit Mgs und mit Lmgs. Das Feuer der leichten Maschinengewehre glich im Tempo dem Klopfen des Buntspechts, das Tuckern der schweren dem dumpferen Klopfen des Schwarzspechts. Die schnellen Spritzer der Lmgs, das langsamere Trommeln der Mgs, die Detonationen der Mörser waren nichts im Vergleich zum Augenblick, wo wir ein Schrapnell in der Sonnen blitzen sahen.

Damit die Zündschnur unten eingeführt werden konnte, durchbohrte man den Fuss mit einem Eisenbohrer. Der Mörser wurde in der Schmiede präpariert.

Da es Nacht war, wählte man abseitsgelegene Orte, um keinen Menschen zu gefährden.

In den Fuss des Mörsers kam das Schwarzpulver, darüber Lehm. Es waren Mörser vom Kaliber zwölf.

Verstopfte man den Mörser nur mit Lehm, war er wieder zu gebrauchen. Wenn man ihn jedoch mit Wasser füllte, zersprengte es den Stahlmantel, und es warf einen metertiefen Trichter auf.

Da nur wenig Mörser zur Verfügung standen, füllte man sie nur mit Lehm. Man dachte an die nächste Hochzeit, wo sie wieder zu gebrauchen waren. Man schoss dem Brautpaar in der Vornacht.

Nach jeder Sprengung zitterten die Fenster und schepperten die Teller im Regal.

Im Neuenburgischen kam einer um beim Hochzeitsschiessen. Er wurde aufgefunden mit aufgerissener Brust. Die Zeitung legte nahe, von Hochzeitsbräuchen solcher Art inskünftig abzusehen.

Das Haus steht auf einer Anhöhe über dem Dorf. Ein Haus mit zwei Stockwerken, ein stattliches Haus, das Land rings arrondiert. Das Gehöft hätte einen mittleren Betrieb ergeben. Aber sowohl Haus als Land wurden einmal geteilt, das Haus in zwei Eigentumswohnungen, das vorwiegend abschüssige Land rundum sternförmig zu gleichen Teilen.

Im oberen Stock wohnte Alfreds Familie. Da die Hälfte des Hofes uns nicht ernährte, gingen die Väter in den Steinbruch. Die Mütter sahen daheim nach dem Rechten.

Auch Stall und Scheune waren gleicherweise geteilt. Der Stall bot Raum für je zwei Kühe. Demzufolge standen die Barrlöcher nebeneinander. Demzufolge kamen Heu- oder Grashaufen nebeneinanderzuliegen. Während der Fütterung grenzten wir den Mist im Schorrkännel mit der Schaufel ab. Dennoch haben wir uns kein einziges Mal gestritten, weder um eine Schaufel Mist noch um eine Gabel Heu oder Gras. Auch nur ein einziges Mal wäre einmal zu viel, sagten wir oft.

Als Alfred in der Achten war, war ich in der Vierten. Ich bewunderte Alfreds praktische Hand. Alfred bastelte ein Kistenauto. Alfred übte den Handstand auf einem selbstgebauten Holzgestell. Er schnitt Pfeilbogen aus Haselstöcken, deren Spannkraft ich mit den meinen nicht erreichte. Alfred baute eine Armbrust mit einem ausgeklügelten Abzugsmechanismus.

Die Armbrust stellte eine annähernde Kopie

der Armbrust auf der Fünfermarke dar oder jener, die man als Gütezeichen auf Markenartikeln sieht. Als Geschosse schnitzte er hölzerne Zapfen, an deren hinterem Ende drei Hühnerfedern als Steuerung dienten. Die Armbrust, deren Treffsicherheit grösser war als jene mit dem Bogen, besass einen empfindlichen Abzug. Die Bedienung verlangte Konzentration und eine ruhige Hand. Während sich der Zielende nicht rührte, gab der andere, um ihn abzulenken, seinen Kommentar, wobei er gleichfalls das Auge unverwandt auf die Scheibe richtete.

Manchmal trat Walter hinzu mit dem Luftgewehr, und wir schossen mit farbigen Bolzen auf vorgedruckte papierene Zehnerscheibchen, wie sie in Schiessbuden üblich sind. Dann schossen wir auch mit Luftgewehrmunition. Ein auch nur geringfügig angerissener Kreis galt noch als Treffer. Obwohl das Luftgewehr leichter zu handhaben war, und man bessere Resultate erzielte, lag im Schiessen mit der Armbrust, wie Tell sie benutzt hatte, der grössere Reiz.

Mit dem Luftgewehr hatte man auf Schwarzsechs zu halten, wie es fachmännisch heisst, um gegebenenfalls auf einen Zehner zu kommen. Das schwarze Rund steht auf der verlängerten Linie von Kimme zu Korn. Das Schiessen mit dem Luftgewehr entsprach im Kleinen dem Schiessen mit dem Karabiner. Jeden Sonntagvormittag beobachteten wir die Bewegung der Kellen auf dem Scheibenstand. Bei einer Mouche, einem Schuss, der im Zentrum lag, liess der Zeiger die Fahne auffällig lang rotieren, als wolle er dem Schützen gratulieren. Winkte die schwarze Kelle ab, riefen wir: ‘Hoppla, ein Nuller!’

Am Nachmittag hielten wir dann selber ein Schiessen ab.



# 6

Man hat gesagt, auch Schweizer seien dabei, Kommunisten.

‘Abenteurer, unruhiges Blut’, meinte Vater.

Man hat gesagt, sie kämpften in der internationalen Brigade gegen Franco.

‘Und bekommen Loch, wenn sie heimkehren. – Wenn!’ fügte Vater hinzu. ‘Sechs Monate sind das mindeste.’

Man hat gesagt, sie kämpften für die Republik.

Hierauf habe ich im ‘Leben und Bild’, dem Beiblatt der ‘Schweizerischen Allgemeinen Volkszeitung’, im ‘Gelben Heft’ und im ‘Blauen Heft’ nach Fotos von Schweizer Söldnern gesucht. Aber immer habe ich nur dunkle, von der Sonne gebräunte Gesichter entdeckt. Männer in fremden Uniformen, Männer mit Baskenmützen, Männer mit dunklen Haaren und dunklen Blicken, welche Spaniern glichen. Vielleicht lag es am fotografischen Verfahren, welches alles, Landschaften, Häuser und Himmel bräunlich erscheinen liess, bräunlich und beige.

Also würde es einen Bürgerkrieg geben.

Die Sache wurde besprochen und beschlossen. Die Anführer mussten gewählt werden, der Anführer des Unterdorfs und der Anführer des Oberdorfs.

Der Anführer des Unterdorfs hiess Fritz Gerber, der Anführer des Oberdorfs Hans Rickenbacher. Sie gingen in den Konfirmationsunterricht. Sie waren Freunde.

Man einigte sich auf den Sonntag. Am Nachmittag sollte der Bürgerkrieg stattfinden, oberes Dorf gegen unteres Dorf. Die Führer bestimmten,

wo das Oberdorf aufhören und das Unterdorf beginnen sollte. Sie liessen sich von ihren Unterführern beraten. Sie zogen die Demarkationslinie. Führt man die Trennungslinie weiter, lag unser Hof auf der Unterdorfseite. Da mein Nachhauseweg dorfaufwärts führte, wurde ich dem Oberdorf zugeteilt.

Das Los entschied, wer zu verfolgen und wer abzurücken hatte. Den Unterdörflern fiel die Rolle der Verfolger zu.

Am Samstagmittag fand in aller Form die Kriegserklärung statt.

Ich dachte, dass für einen Kampf ein Schwert genügen würde. Das Schwert bestand aus einer zugespitzten Holzlatte. Ich nagelte den Handschutz quer darüber. So glich es einem Kreuz auf einem Vogelgrab. Ich gürtete das Schwert mit einer grünen Garbenschnur. Es war ein Langschwert. Beim Gehen schleifte seine Spitze.

Als ich am Besammlungsort die Kameraden mit Schild und Speer und richtigen Degen sah, dachte ich: 'Ah.' Als ich die blauen Uniformen mit den Messingknöpfen und die Helme mit den Messingschweifen sah, dachte ich: 'Ah'. Als ich den Fähnrich mit der Unteroffizierstasche, dem Hifthorn und der Pappmütze sah, spürte ich, wie ich errötete.

Im Wald getraute ich mich nicht, dem Führer vorzuschlagen, den Feind unter den Felsen zu erwarten, obwohl ich überzeugt war, dass dies die beste Lage wäre zur Verteidigung. Ich hatte nicht den Mut, weil ich nur ein Holzschwert mit hatte.

Sie überraschten uns von oben, als wir ausserhalb des Waldes waren. Die Schützen suchten sich die mit den Schildern und den Helmen aus. Die Geschosse waren Steine, Pfeile, Lehmklumpen. Der Fähnrich bekam am meisten ab. Seine Fahne aus Pa-

pier war bald ein Fetzen und das weisse Kreuz bald nicht mehr zu erkennen.

Da ich nur ein Holzschwert hatte, liess man mich aus. Durch Zufall traf mich eine Mostbirne. Ich stand in jenem knappen Abstand neben einem Schildträger, mit dem ein Wurf sein Ziel verfehlt.

Einer hat noch gelacht.

Es waren ihrer Drei. Sie hatten die Hände erhoben, und ihr Schritt schien sehr eilig und leicht. Der Uniform nach Offiziere. Sie wurden von Zivilisten begleitet. Die Zivilisten trugen Gewehre. Es war auf einem Platz in Toledo.

‘Exekution’, sagte Vater. ‘An die Wand gestellt und erschossen, ohne Pardon.’

Und einer hat noch gelacht, der Jüngste vielleicht, nach dem sich bestimmt die Mädchen umwandten.

Die Zivilpersonen im Hintergrund nahmen keine Notiz, obwohl sie doch wissen mussten, was ihnen blühte.

Obwohl auch der eine es wissen musste, hat er gelacht. Er war schlank und zierlich gebaut und hatte bestimmt Erfolg bei den Mädchen.

An die Gesichter der andern erinnere ich mich nicht mehr. Auch nicht an die Gesichter der Zivilisten, die Gewehre trugen und sie beidseits flankierten. Nur an den einen, der mit erhobenen Händen gelacht hat, als der Fotograf sie knipste.

Man hat mir erzählt, man habe ermordete Nonnen aus den Särgen gerissen und an die Wand gestellt. Dann habe man die Nonnen verhöhnt und vor ihnen ausgespuckt. Nicht genug, man habe ihnen auch noch die Kinnladen zusammengebunden und ihnen eine Zigarette zwischen die Zähne ge-

klemmt. In dieser Aufmachung habe man sie fotografiert.

Ich sagte: 'Und jetzt? Sie waren doch tot, und es hat die Nonnen doch nicht mehr berührt.'

Man hat mir erklärt, es sei Leichenschändung.

Ich habe gefragt: 'Und wenn man Leichen verbrennt, wie es in den Städten geschieht, und nur noch die Asche bleibt, ist das nicht ebenso schlimm?'

Man hat mir erklärt, dies sei eine kirchliche Handlung. Jenes aber zeuge von Menschenverachtung, ja noch mehr: es sei eine Respektlosigkeit ohnegleichen gegen Gott, da Nonnen doch Dienerinnen Gottes seien.

Ich habe vergeblich nach einem Foto gesucht. Weder im 'Gelben Heft' noch im 'Blauen Heft' noch im 'Leben und Bild' war eines zu finden. Im 'Leben und Bild' war ein Foto von Guernica. Es zeigte ein Häuserviertel, dessen Mauerruinen sich abhoben vom Horizont.

Nachts träumte ich von toten Nonnen mit weissen Hauben, die an einer Mauer lehnten und Zigaretten rauchten.

Ich wusste nicht, was Republikaner waren. Man hat mir erklärt, das seien die Roten.

Ich wusste nicht, was Monarchisten waren. Man hat mir erklärt, das seien die, welche zum König hielten.

'Zu dem, der in Frankreich lebt?'

'Ja.'

Ich wusste nicht, was die äusserste Linke war. Man antwortete mir, das seien die Kommunisten.

Ich wusste nicht, was die extreme Rechte war. Man antwortete mir: 'Die Nationalisten'.

Ich habe gefragt, was die Volksfront sei.

Nun eben, das seien die Roten, die Linken.

Ich habe gefragt: 'Was sind dann Faschisten?'

'Faschisten sind *übertriebene* Nationalisten.'

Ich habe gefragt: 'Was sind dann Milizen?'

'Milizen? – sind Republikaner.'

Ich wusste nicht, weshalb die internationale Brigade in Spanien kämpfte. Man hat mir erklärt: 'Aus Sympathie'. Auch Schweizer seien dabei, Kommunisten.

Ich wusste nicht, was die Falange war. Man erklärte mir, das sei die Partei der Faschisten.

Dann habe ich gefragt: 'Ist das nicht alles recht schwierig zu verstehen?'

Und man hat mir gesagt: 'Von uns aus ist freilich alles recht schwer zu verstehen.' Dann sagte man noch, dass die Deutschen doch nur ihre Bombe probierten und die Russen ihre Armee, und Spanien sei nur noch ein Übungsgelände der Grossen, und es ginge schon längst nicht mehr darum, worum es am Anfang gegangen sei. Das Opfer sei einzig und allein das arme, bemitleidenswerte spanische Volk.

Dann habe ich mich an die Bilder gewöhnt.

Ich gewöhnte mich an die aufgetürmten Sandsäcke in den Strassen spanischer Städte. Dahinter standen Aufständische oder Soldaten der Regierungstruppen, das Gewehr im Anschlag. Die Gewehre erschienen zierlicher und kleiner als Vaters Karabiner. Sie erinnerten an Mauserflinten oder ans Flobertgewehr.

Auch Frauen standen hinter Barrikaden. Sie trugen Uniform und hielten das Gewehr im Anschlag. Regierungsamazonen, wie es in der Zeitung hiess.

In Spanien errichtete man Barrikaden aus Sandsäcken, während man bei uns die Talsperren und Bunker aus Beton baute und sie mit Schutzfarben überstrich: Ocker, Braun und Grün.

Ich gewöhnte mich auch an die Städtenamen: Barcelona, Sevilla, Cordoba, Cadiz.

Auch habe ich mir sagen lassen, die Spanier seien hitziger als unsereins, und das Blut fliesse ihnen schneller durch die Adern. Daher rühre es, dass sie einander heftiger hassten und ihre Grausamkeit entsprechend schlimm sei.

Ich gewöhnte mich an die Belagerung Madrids, die länger als zwei Jahre dauerte. In Madrid herrschten Durst und Hungersnot.

Als Frieden herrschte, hiess es, Franco wäre ein Faschist, wie Hitler einer sei und Mussolini.

## 7

Es stand in der 'Berliner Illustrierten'.

Auf dem Foto war es Nacht. Die Gestalten waren nur als Silhouetten zu erkennen, die alle um ein Feuer standen, das einem Fastnachtsoder Erstaugustfeuer glich. Als Unterschrift stand 'Verbrennung staatsgefährlicher deutscher Bücher auf dem Berliner Opernplatz'.

Ich habe es zuvor im Radio gehört. Wir haben Goebbels' Rede gehört. Ich habe gehört, wie man rief: 'Ich übergebe dem Feuer!', worauf der Name des Schriftstellers folgte. Ich habe gehört, wie man rief: 'Ich übergebe dem Feuer die Schriften Erich Maria Remarques!' Vater hat mir erzählt, er habe 'Im Westen nichts Neues' gelesen. 'Scheussliche Dinge über den Krieg, ein Tatsachenroman.' Vater besass auch den 'Weg zurück'. 'Das Buch muss noch auf dem Estrich liegen.'

In der 'Berliner Illustrierten' stand, dass man fünfundzwanzigtausend Bücher aus allen Bibliotheken auf Lastwagen zum Opernplatz geführt habe. Man sang alte deutsche Lieder um den Feuerstoss.

Auf einer Liste waren Dichter angegeben, deren Namen ich nicht kannte.

Es beruhigte mich, Johanna Spyri nicht auf der Liste aufgeführt zu finden. Es beruhigte mich, dass Hector Malot fehlte, der 'Heimatlos' geschrieben hat.

Vaters Bart war der schönste in der Gegend, weil keiner in der Gegend einen trug. Vater hatte einen Rotbart. 'Barba rossa', erklärte er, 'wie jener deutsche Kaiser, der Friedrich hiess.'

Nur Heinzelmann, der Korber, trug noch einen Bart. Heinzelmann tauchte einmal auf im Jahr, verlangte Most, wies seine Tätowierung vor und erzählte aus der Fremdenlegion. Dann schlief er seinen Rausch in der Scheune aus. Sein rotes Ziegenbärtchen konnte dem Vergleich nicht standhalten.

Vaters Bart passte zum blauen Drillichhemd, zu Schärpe und Manchesterhose. Zu Hut und Sonntagkleid stand er ihm schlecht. Manchmal stutzte er den Bart zu einem Spitzbart. Dann war es nicht mehr Vaters Bart.

Einzig Abessiniens Kaiser trug meiner Meinung nach einen noch stattlicheren Bart. Das Foto erschien allwöchentlich im 'Leben und Bild'. Es zeigte den Kaiser entweder mit seiner Familie oder mit Offizieren seines Heeres oder mit dem Gewehr auf der Schulter, das er soeben in der Kirche hatte einsegnen lassen. Oder es zeigte nur den Kopf des Kaisers, wodurch der Bart besonders schön in Erscheinung trat. Da er dichtgewelltes Kopfhaar trug, war sein Gesicht von einem Haarkranz eingerahmt. Nachdem Addis Abeba gefallen war, flüchtete der Kaiser. Er reiste durch Europa, und jedermann erbarmte sich. Der Negus ist kein Neger, hat man uns erklärt, seine Haut ist verhältnismässig hell. Und ausserdem ist Abessinien christlich. Sein Alter war

nicht auszumachen. Wer Vater kannte, gab Vater zehn Jahre mehr.

Wenn Vater Most trank, bewegten sich die Haare wie Moos im Glas. Mit dem Daumenrücken strich er hinterher den Schnauz zurecht. Vater war nicht zu bewegen, sich den Bart abnehmen zu lassen, auch von Mutter nicht, die den Bart nicht mochte und Vater seinetwegen dauernd in den Ohren lag.

‘Im Winter gibt er warm, im Sommer kühlt er, weil ich schwitze.’

Er war von niemand zu bewegen, auch später von den Offizieren nicht, die ihm erklärten, er sei dem Sturmband hinderlich. Umgekehrt, beharrte Vater, das Sturmband ist dem Bart im Weg.

Vater schickte uns ein Foto aus dem Aktivdienst, ein Brustbild. Er war dem Fotografen in die linke untere Ecke abgerutscht. Die Quartiermütze verdeckte seine Glatze. Mit der Mütze glich er Wilhelm Tell. Auch Mutter musste unumwunden zugeben, dass Vater auffällig Wilhelm Tell im Film glich, den man jetzt in allen Dörfern zeigte.

## 8

Ich begann ein Bildtagebuch zu führen, ein Diarium, wie man sagt. Ich ging zu Tedy in den Laden und besorgte mir ein schwarzes Wachstuchheft mit Lineatur.

In Schönschrift schrieb ich mit der Redisfeder ‘Tagebuch’ aufs Vorsatzblatt. Ich verwendete schwarze Tusche und fuhr mit roter Tusche nach, um den Buchstaben zu Wirkung und Plastizität zu verhelfen, ähnlich den Überschriften im Geographieheft.

Anfangs klebte ich nicht nur Bilder vom Krieg



hinein. Neben Amundsens Eroberung des Nordpols stand beispielsweise eine schöne Balinesin mit nackten Brüsten. Auf der ersten Seite nach dem Vorsatzblatt kam eine Zeichnung des nördlichen Sternenhimmels aus der 'Schweizerischen Allgemeinen Volkszeitung'. Die zwölf Sternbilder waren durch Linien getrennt, die radiär in den im Zentrum befindlichen Polarstern mündeten. Die Lage des Polarsterns ergibt sich nachts aus der fünffachen Verlängerung der Hinterachse des grossen Bären.

Später habe ich Bilder, die nicht den Krieg betrafen, nicht mehr aufgenommen. Dafür habe ich den Bildern wichtige Artikel und Verordnungen aus der 'Volksstimme', die zweimal wöchentlich erschien, beigefügt. Oft habe ich mit Tinte eine wichtige Notiz eingetragen, wie beispielsweise 'Ab heute darf das Brot nur noch verkauft werden, wenn es vierundzwanzig Stunden alt ist'. Da wir Selbstversorger waren, traf uns die Verordnung nicht.

Ich sammelte die Bilder aus dem 'Blauen Heft', dem 'Gelben Heft' und der 'Schweizerischen Allgemeinen Volkszeitung'. Der Onkel verbot mir die 'Berliner Illustrierte', weil er über draussen informiert sein wollte und sie der Fotos wegen aufbewahrte. Draussen war eine Daumenbewegung nordwärts mit herabgezogenen Mundwinkeln. Draussen war, wohin Foni, der Knecht, mit Anna gezogen war. Draussen war der einzige Punkt, worüber Onkel und Vater nicht gegensätzlicher Meinung waren. Nur wenn die deutsche Nachtigall sang, wenn wir das deutsche Volkskonzert andrehten, wenn Wilhelm Strienz und Alfons Fügel sangen, wurde vergessen, dass draussen draussen war. 'Das deutsche Volkskonzert macht ihnen keiner nach', sagte Mutter.

Der Onkel blieb auch nach dem Röhms-Putsch Abonnent der 'Berliner Illustrierten' und hat sie erst

viel später abbestellt. Manchmal gelang es mir, aus einer alten Nummer ein Bild in mein Diarium zu schmuggeln.

## 9

Im Sommer achtunddreissig ist Orazio zurückgekommen und hat nach Arbeit gefragt. Zunächst hat ihn Onkel Fritz aufgenommen. Während des Winters brauchte er keinen Knecht, und man suchte nach einer Lösung. Onkel Fritz wäre grossmütig genug gewesen, ihn zu behalten, doch sein Schwiegervater, dem der Hof noch gehörte, winkte ab.

Orazio hat seine Lehre als Coiffeur beendet und nach der Rekrutenschule keine Stelle gefunden. Vater, dem der Onkel den Aushub fürs Haus angetragen hatte, nahm ihn auf. Vater kannte sich aus in Wegbau und Drainagearbeiten.

Orazio war Coiffeur geworden. Er mit seiner Kraft für zwei. Er hat sich erfolglos um eine Stelle bemüht. Das ganze Tessin hat er abgeklopft. Mit seiner Familie stand es nicht zum Besten, sie lebten getrennt. Und seiner verheirateten Schwester mochte er nicht auf der Haube liegen.

Er hatte sein Deutsch nicht verlernt.

In der Gipsgrube waren viele entlassen worden. Wer zwei Kühe im Stall stehen hatte, musste sich in die Entlassung schicken. Man ging stem-peln. Vater hätte als Mineur ein Recht zum Bleiben gehabt. Doch hat es sich, wie schon erzählt, ergeben, dass er Grossmutter's Hof übernahm. Das hat nicht gespielt, und wir zogen ins vordere Ried, das Vater gehörte, und nahmen von Biders zusätzlich Land in Pacht.

Im Winter neununddreissig kam Orazio zu uns. Er war um jenes Stück kleiner geworden, das

ich inzwischen gewachsen war. Der Umstand, dass er mich früher weit überragte, die Kraft, sein Haarwuchs, die Jahre, um die er noch immer voraus war, liessen ihn weniger klein erscheinen und machten das Stück, um das ich jetzt grösser war, wieder wett. Er erkundigte sich mit vagem Lächeln nach Ratten.

Der Aushub kam Vater gelegen. Doch führte er grosse Bedenken an: 'Jetzt nach der Abwertung bauen, hat eine Nase. Für Produzenten ist es ein Vorteil, sie bezahlen die Schulden mit billigem Geld. Mancher konnte sich nach dem Weltkrieg sanieren.' Vater benutzte den Ausdruck oft. 'Und wer weiss, wohin die Krise noch führt', warnte Vater. Der Onkel blieb unbeirrt. Er hatte als Lehrer seine feste Besoldung und sparte seit sieben Jahren. Er hat sich von Grossmutter's Hof ausserdem ein Stück Land ausbedungen.

Vater pickelte und schaufelte. Orazio stiess die Karrette und brachte die vorgesehene Erdbewegung im Grossen und Ganzen zustande. Zwischendurch stellte er ab, zückte den Kamm und brachte die Wellen, die ohnehin richtig lagen, in Ordnung. Dann imitierte er Händespucken, zerrieb den Speichel zwischen den Händen, ohne dass er Speichel zerrieb, und fasste wieder an. Allabendlich kehrten sie lehmverklittert nach Hause.

Er bekam Sackgeld, Essen und Kleidung und schlief in der Kammer, wo es muffig nach Schweinestall, Zwiebeln, Militär und Naphthalin roch.

## 10

Der Onkel sagte, das hätte manchem die Augen geöffnet.

Er hatte auf dem Ofen Platz genommen und sass auf den untergeschobenen Händen. Von seinen immerzu baumelnden Beinen ging Bewegung aus.

Vater sass viereckig am Tisch im Lichtkreis der Lampe und schnitt bedächtig den brätig durchgezogenen Speck.

Bei den Wahlen, sagte der Onkel, hätten die Frontier eine totale Schlappe erlitten. In Zürich hätten sie sämtliche Sitze verloren. Nun hätten sie nichts mehr zu suchen bei uns.

Vater schnitt den Speck schräg gegen die Schwarte zu hauchdünnen, sich rollenden Scheiben. Bei schönen Schniefeln langte ich zu. Von Zeit zu Zeit schenkte sich Vater ein, Most, von dem er behauptete, er wäre wie Fendant zu trinken. Mutter fuhr er nach wenigen Schlucken in die Knie.

Das gleiche den Österreichern natürlich mit ihrer Kaiserverehrung, fuhr der Onkel fort. Jetzt hätten sie wieder einen, den sie anbeten könnten. Nun hätten sie, Deutsche wie Habsburger, wieder ihren Gott. Nicht einer hätte den Mut aufgebracht, auf Hitler in Wien zu schiessen, obwohl er im Schrittempo, im offenen Wagen stehend, durch die Menge fuhr. Noch schlimmer sei, dass die Westmächte diesen Gaunerstreich anerkannten. Während des Sprechens schoss sein kahler Schädel ruckweise vor, und seine Hakennase glich einem Schnabel. Sie war grösser und kantiger als Vaters eher fleischige Nase. Die grauen Augen des Onkels wurden hart, wenn er erregt war oder ein Problem ihn besonders beschäftigte. Dann hatte er den Vogelblick. Wäre der Onkel dicker und Vater schlanker und ohne Bart gewesen, wäre ihre Ähnlichkeit unschwer zu erkennen gewesen. Obwohl fünfzehn Jahre jünger, besass der Onkel eine ausgeprägtere Glatze.

Der Onkel meinte, es wäre kein Ruhmesblatt für den Bundesrat, es seinerzeit zugelassen zu haben, dass sich zehntausend Nazibrüder in Winterthur versammeln konnten. Mit der Hitlerei habe es hierzulande nun sein Ende.

‘Anno vierzehn’, äusserte sich Vater kauend, ist das ja ähnlich gewesen. Da wäre am liebsten die halbe Schweiz mitmarschiert, so gross war damals die Sympathie für die Deutschen. Die Deutschen rechneten sogar mit uns. Ernst Zahn, der Bahnhofwirt von Göschenen, hat eigens ein Kampfgedicht für Deutschland geschrieben. In Göschenen war jedesmal Aufenthalt. Ich habe ihn öfters gesehen mit Spitzbart und Schnauz.’

Vater trank in grossen Schlucken.

‘Und nicht zu vergessen, Anno zwölf waren in der Ostschweiz die Kaisermanöver. Der deutsche Kaiser nahm persönlich an der Besichtigung teil. Und dann hatte Wille eine von Bismarck zur Frau. Wille war anfangs überzeugt vom deutschen Sieg. Seine Abneigung gegen England war allgemein bekannt. Man hat es ihm später auch angekreidet.’

Dann sagte Vater, er müsse in den Stall. Der Onkel stiess sich von der Ofenbank ab, warf einen flüchtigen Blick in mein Aufgabenheft und sagte etwas Spassiges. In der Küche sprach er mit Mutter noch endlos über Hühnerzucht.

## 11

Man sagte, das Münchner Abkommen habe den Frieden gerettet. Der Onkel kniff schlau die Augen. Er sagte, er traue dem Frieden nur halb, als er auf einen Sprung hereinkam. Er kam öfters auf einen

Sprung und politisierte mit Vater, während Vater schwieg.

Ich habe das Foto ins Tagebuch aufgenommen. Es zeigt von links nach rechts Chamberlain, Daladier, Hitler, Mussolini. Es gleicht einem Familienbild. Hitler macht einen abgespannten Eindruck, und sein von Erschöpfung gezeichnetes Gesicht blickt leer vor sich hin. Anders Mussolini. Er trägt sich als einziger militärisch mit reichlich viel Dekor über der linken Brust. Der Schatten im runden Gesicht lässt ihn unrasiert erscheinen. Er blickt martialisch mit geballter Energie. Neville Chamberlain, der auch bei schönem Wetter den Regenschirm bei sich hatte, trägt einen Vatermörder und hebt sich durch seine englische Steifheit von der Gruppe ab. Daladiers Blick ist von Hitler weggewandt und sein Kopf neigt sich eine Spur gegen Chamberlain. Daladiers und Mussolinis Blicke sind gegen den linken Bildrand gerichtet. Sie wenden sich offenbar einem andern Fotografen zu. Chamberlain und Daladier tragen Zivil, gestreifte Diplomatenhosen. Hitler begnügte sich mit einem einfachen Uniformrock mit dem EK I. In Höhe des linken Oberarms ist die schwarze Binde angebracht. Auf rundem Weiss hebt sich das Hakenkreuz ab. Er erinnert dadurch an einen Blinden oder einen Mann in Trauer. Sein Gesicht lässt keinen Zweifel an seinem Friedenswillen aufkommen. Hitlers Jacke und Mussolinis Uniform heben sich hell ab. Hitler kreuzt als einziger die Hände vor dem Leib. Die Rechte umspannt die Linke, während die andern die Arme steif und unnatürlich am Körper halten. Hitler trägt seinen Scheitel rechts, Chamberlain links. Bei Daladier zeichnet sich eine beginnende Stirnglatze ab. Mussolini hat seinen Kopf, wie stets, glattgeschoren. So mochte Cäsar ausgesehen haben. Hinter den vieren lächeln sich zwei bedeutungsvoll zu. Chamberlains stolzes Gesicht drückt die Bedeutung seines Bei-

trags am Gelingen des Münchner Abkommens aus. Auf einem andern Foto schwenkt er den Friedenspakt, mit dem er die Bevölkerung von London stolz begrüsst. Er lächelt mit dem Gesicht des Siegers. Seinem Geschick, hiess es, wäre es zu verdanken, dass Hitler nachgegeben habe. Hitler beschränkte sich auf das Sudetenland, wo die deutsche Minderheit von den Tschechen ungerecht behandelt würde. An den Tschechen sei ihm nichts gelegen. Er habe Chamberlain versichert, dass das deutsche Volk nichts anderes wünsche als den Frieden.

## 12

Waffenrock und Käppi befanden sich im Kasten. Ich setzte mir das Käppi manchmal auf. Ich zog den Sturmriemen fest und blickte in den blind angelaufenen Spiegel: Unter dem Pompon war die Kokarde in Weissrot angebracht, die Farben des Kantons. Darunter zwei gekreuzte Karabiner. Das Zeichen für Infanterie. Aus wolkigem Spiegel blickte mir ein Soldat der ersten Grenzbesetzung entgegen.

Es war Vaters Käppi, Hutnummer sechzig. Es sass mir wie angegossen. Dagegen stammte der Waffenrock von Grossvater. Er war mir dreimal zu gross. Er war besetzt mit weissen Messingknöpfen, die der Soldat mit Hirschleder blankzureiben hatte.

Grossvater trug den Waffenrock Anno vierzehn, als er, achtundvierzigjährig, sechs Wochen einzurücken hatte. Als der Stellungskrieg begann, entliess man ihn fürs erste. Es war ein Waffenrock in Preussischblau, mit rotem hochgestelltem Kragen, den er erst Anno achtzehn wieder anzog, während des Generalstreiks.

Als die Waffen an den Fronten endlich ruhten, wurden sie bei uns ergriffen, um dem Generalstreik zu begegnen. 'Wie war das eigentlich?' sann Vater nach. 'Man war unzufrieden mit dem Bundesrat. Die Sozis wollten die Regierung stürzen. Sie wollten unbedingt vertreten sein im Bundesrat. So ungefähr.'

Grossvater stand vor dem Zeughaus Liestal Wache, um es vor eventuellen Übergriffen der Streikenden, die unbewaffnet waren, zu schützen. Auch Vater und Onkel Emil streikten nach Weisung der Gewerkschaft in der Gipsgrube. Vater sprang zu Hause ein, um seinen Vater zu ersetzen. Man hat Vorsicht walten lassen und fast nur Ordnungskräfte aus bäuerlichen Landesteilen aufgeboden. Die Truppe stand infolgedessen auf Seiten der Regierung und des Generals. Natürlich kam es vor, dass auch Arbeiter, je nach Truppzugehörigkeit, eingezogen wurden, um notfalls gegen die Streikenden vorzugehen. Als ein Betrieb in Basel die Arbeit nicht niederlegen wollte, erstürmten ein paar Streikende das Areal, schraubten kurzerhand die Sicherungen aus und legten die Maschinen still. Der Generalstreik dauerte nur eine halbe Woche. Der einzige, den wir zu verzeichnen haben. Wäre es zu einem Bürgerkrieg gekommen, hätte Vaters Vater notgedrungen gegen Vater kämpfen müssen.

Wenn ich den Waffenrock anzog, untersuchte ich die Ärmel erst nach Mäusen. Wenn ich ihn trug, roch ich nach Militär. Wenn ich die Kastentüre öffnete, roch das Kasteninnere nach Militär. Auch bei geschlossener Türe roch die Kammer nach Militär und nach den Zwiebeln, die in der Ecke überwinterten.

'Es gab die Schwarzen, die Weissen und die Roten', erklärte Vater. 'Die Schwarzen waren die KK, die Katholisch Konservativen, die Weissen die



Freisinnigen und die Roten die Sozis. Obwohl Vater im Steinbruch arbeitete, zählte er sich nicht zu ihnen. Die Roten waren schlecht angeschrieben im Dorf. Als ein Sozialistenführer nach einem Besuch im 'Rössli' talwärts dem Bahnhof zustrebte, soll ihm Wagners Fritz im Tal aufgelauert, ihm Steine nachgeworfen und gerufen haben 'Du rote Cheib'. Die Sozis nahmen die schlechte Landesversorgung zu Kriegsbeginn zum Vorwand. Damit hatten sie etwas in der Hand gegen die Regierung, das man ihnen abnahm. Anfänglich hat man auf dem Lande wirklich auch kein Mehl bekommen. Drei Wochen waren wir ohne Brot. Ein Glück, dass wir ein Stück Wintergerste stehen hatten. Ausgerechnet vierzehn war ein spätes Jahr, so dass wir noch eine Woche warten mussten bis zum Schnitt. Drei Wochen ohne Brot, das war ein Schleck. Morgens Röstli, abends Röstli, praktisch ohne Fett. Man stelle es sich vor, eine Röstli ohne Fett. Das Schweinefett reichte nicht für alle elf, wie sollte es. Zur Röstli gab es Kirschenpfeffer, damit sie besser rutschte. Endlich konnten wir die Frucht mähen. Wir legten sie unter dem Scheuendach zum Trocknen aus. Das Aufpuppen kannte man damals noch nicht. Dann ging es in die untere Mühle damit. Später kam dann die Mehlzuteilung, ein halbes Pfund pro Haupt, wenn ich mich recht erinnere.

Der Generalstreik entsprang dem Versagen der Regierung, die es an der nötigen Voraussicht hatte fehlen lassen. Die Regierung hätte es wissen müssen, es hat schon vorher gekocht. Und dann war der Arbeiter geringgeschätzt. Die Anführer, vom Ausland beeinflusst, hatten eine Diktatur des Proletariats im Sinn. Aber auch unter den Arbeitern gab es mehr demokratisch Gesinnte als andere. Daher die rasche Einigung. Der Streik dauerte drei Tage.

Mein Vater wäre gerne noch länger Posten gestanden. Die Industrie bezahlte die Soldaten gut. Er erhielt pro Tag den fünffachen Sold-'

'Und dann roch das Gerstenbrot süsslich und ging beim Backen nicht auf, sagte Mutter. 'Alles Salzen half nichts, es besass einen süsslichen Goût. Das zugeteilte Mehl war feucht, der nassen Jahrgänge wegen, und musste vorher im Ofen getrocknet werden. Bekam es zuviel Hitze ab, roch das Brot nach geröstetem Mehl. Es war nass und teigig, und das Messer zog Fäden nach jedem Schnitt. Als man Kartoffeln beimengte, wurde es zwar schmackhafter, doch hätte man seine Ration am liebsten schon zum Frühstück gegessen. Man denke, wir standen zwölf Stunden und länger am Webstuhl. Da reichte das Brot nicht aus. Wir waren unserer elf. Selbst zum Zvieri gab es Rösti, mehr mit Wasser angemacht als mit Fett. Der Anbau von Weizen war damals so gut wie unbekannt.'

'Der Getreidevorrat hat für die Zivilbevölkerung vierzehn Tage, für die Armee drei Monate ausgereicht', bemerkte Vater dazu. 'Dabei wusste man genau, dass es im Herbst losgehen würde. Kriege beginnen immer im Herbst, darauf ist Verlass, vorher bringt man die Ernte noch ein.'

## 13

Käthi sagte, man habe das Zeichen gesehen, die Hand, und darum sei nichts zu befürchten.

Käthi wohnte im oberen Stock.

Käthi sagte, auch Anno vierzehn habe man zuvor ein Zeichen gesehen, es sei erwiesen. Daher habe man uns schon damals verschont.

Käthi war Alfreds Schwester. Sie war um zwei Jahre älter als ich. Sie nahm mit mir die Bruchrechnungen durch. Bei den Proben war dann selten eine falsch. Als sie im Abgangszeugnis nicht lauter Einser hatte, weinte sie entrüstet.

Die Hand, sagte Käthi, sei eine schwarze Wolkenhand gewesen, die sich Tage zuvor am Himmel zeigte, Gottes schützende Hand, die sich über uns legte, fünf Finger, der Daumen deutlich erkennbar. Und darum sei nichts zu befürchten, wir blieben auch diesmal verschont.

Wenn ich abends in meine Kammer ging, die im oberen Stock neben Alfreds Kammer lag, kam Käthi aus der Küche gegenüber nach einer Weile herein, um mir gute Nacht zu sagen. Sie setzte sich auf den Bettrand. In der Dunkelheit vermochte ich ihr honigbraunes Haar und die blauen Augen nicht zu erkennen.

Der Mann mit dem Motorrad erschien nachmittags um drei, als wir beim Wenden waren, Vater, Mutter und ich. Da es Emd war, verwendeten wir Rechen. Damit uns das Wenden leichter von der Hand ging, rechten wir im Takt: ein langer Zug, danach ein kurzer Ruck, der die ungedörnte Seite nach oben kehrte. Da es Emd war, mähte Vater eine grössere Fläche, so dass wir allein für das Wenden zwei Stunden benötigten. Dann klagte Mutter über einen steifen Hals.

Der Mann, der am Waldrand erschienen war, rief etwas herauf, das wir nicht verstanden. Wir befanden uns bereits im oberen Viertel der Matte. Den Steilhang linker Hand mähte Vater nicht mit dem Motormäher, dem 'Rapid', sondern mit der Sense. Damit ich Schritt halten konnte, nahm ich die Mahde um ein Drittel kurzer, so dass Vaters Mah-

de, durch den Schwung befördert, fast auf meine zu liegen kam.

Der Mann rief unbeirrt weiter, und Vater antwortete schliesslich mit einem kurzen 'He?'. Der Mann fügte die Hände zum Trichter und rief ein weiteres Mal. Wir verstanden 'Mo-bil- ma- chung'. Vater stiess ein 'Herrgott' aus, das weniger nach Anrufung als nach Fluch tönte. Wir nahmen das Geschirr und versorgten es im Häuschen. Auch die Leute der benachbarten Matten eilten den Häuschen zu und spannten ein.

Im Dorf entnahm Vater dem Mobilmachungsplakat am Milchhäuschen, dass er sich als Festungsmitrailleur erst anderntags in Andermatt einzufinden habe. Er besorgte in aller Ruhe noch den Stall, holte das Militärzeug hervor und nahm den letzten Zug Richtung Olten-Gotthard. Noch in der Nacht kam er in Göschenen an, wo er warten musste, bis in der Frühe der Befehl zum Verladen kam. Um neun Uhr morgens trat er in Andermatt an.

Das Mobilmachungsplakat war überschrieben mit 'Schweizerische Armee'. Es hing an der Schulkhaustür und am Feuerwehrhäuschen und war in drei Sprachen verfasst:

'Kriegsmobilmachung. Aufgebot der Grenztruppen.'

'Mobilisation de guerre. Mise sur pied des troupes frontières.'

'Mobilizzazione di guerra. Chiamata alle armi delle truppe di frontiera.'

Darunter die Weisung, alle Wehrpflichtigen, deren Dienstbüchlein einen roten Mobilmachungszettel enthalte, hätten sofort an den im Mobilmachungszettel angegebenen Orten einzurücken. 'Alle Wehrpflichtigen', 'roten' und 'sofort' unterstrichen.

Ich habe das Mobilmachungsplakat nach einiger Zeit von einer Plakatwand entfernt, den Kopf abgetrennt und diesen, dreimal gefalzt, ins Tagebuch geklebt.

Der Motormäher stand im oberen Viertel der Matte. Weder der Onkel noch meine Cousins, noch ich verstanden sich auf den Motor. Ein Zweitakter, einer mit Mucken, erstes Modell der Firma 'Rapid' in Dietikon, Zürich. Eine Neuheit, die allgemein aufkam im Dorf. Der Balken war nicht mehr seitlich, sondern vorn angebracht. Der Frontalbalken erlaubte nun auch das Mähen von Hängen.

Welches Vorgehen nun war beim Anlassen zu beachten? Vater hatte es als Geheimnis gehütet. War der Hebel bei geschlossenem Hahnen, geschlossener Luft und geöffnetem Gas zu betätigen? War er leicht oder ruckartig anzureissen, und wie oft? Oder waren erst Hahnen und Luft zu öffnen, um erst dann das Gas herunterzunehmen? Oder nochmals anders: war das Gas zunächst überhaupt nicht, die Luft hingegen zu öffnen? Wir hantierten erfolglos an der Maschine herum. Wir putzten mit der Stahlbürste wiederholt die Kerze. Wir sparten mit der Ölpumpe nicht. Der Motor sprang mit unentschlossenem, sofort ersterbendem Tuckern an. Während wir schwitzten und fluchten, fluchte der Onkel nicht, er war es sich als Pädagoge schuldig, sondern stiess nur von Zeit zu Zeit verärgert sein 'Du Sidian' aus. Wir gaben es endlich auf und beschlossen, das obere Viertel von Hand zu mähen.

Wir mähten von neun Uhr morgens bis abends fünf. Glitt einer am Steilhang linker Hand aus, löste sich das Futterfass am Hintern, und der Wetzstein schlängelte durchs Gras. Das Futterfass war ein hohles Horn. Es fügte sich ans Gesäss. Verlor man

das Wasser, half man sich gegenseitig aus. Bis zur Quelle hätte man zwanzig Minuten verloren.

Um elf Uhr erschien die Mutter in der Tiefe mit Kanne und Korb. Sie hatte zuvor den Stall besorgt und das Essen bereitet. Mit beiden Gewichten am Arm hatte sie einen einstündigen Weg. Sie stellte Kanne und Korb in den Schatten des Häuschens und begann, schon erschöpft, mit Warben. Manchmal wurde ihr schwarz vor den Augen, und sie musste sich setzen.

Solange wir im Berg beim Heuen oder Emden waren, fand Mutter für den Haushalt keine Zeit. Die Heublumen blieben dann bis Sonntag auf dem Stubenboden liegen. ‘An diesem Berg’, sagte Mutter, ‘mache ich mich noch kaputt.’

In der Kinderlehre sagte der Pfarrer, sie könnten jederzeit kommen, die Lage sei bis zum Äussersten gespannt.

Der Pfarrer stand nicht auf der Kanzel und trug keinen Talar wie vorher während der Predigt. Er stand auf der obersten Stufe vor dem Altar. Obwohl erst sechsunndreissig, hatte er schlohweisses, rückwärts gewelltes Haar. Er glich auch ohne Talar einem Pfarrer. In der Lehranstalt entdeckte ich, dass ihn eine auffallende Ähnlichkeit mit Gerhart Hauptmann verband. Er konnte von der Kanzel donnern, dass die Köpfe der eingenickten Bauern erschrocken hochfuhren. Abends jasste er mit den Bauern und verstand sich aufs Witzeerzählen. Im Wirtshaus sitzen und jassen gehöre sich nicht für einen Pfarrer, erklärten die Frauen erbost.

Vater nannte ihn Walter.

In der Kinderlehre donnerte der Pfarrer, und aus seinen Zügen sprach ein heiliger Zorn: ‘An der Grenze marschieren sie seit Tagen auf, und letzten Meldungen zufolge kann es sich nur noch um Stunden handeln! – Oder Minuten!’ rief er nach kurzem

Verschmaufen. Er bewegte sich erregt vor dem Fensterbild hin und her und fügte sich wie selbstverständlich ins Bild der ergrauten Jünger, von denen jeder den Vorwurf eines Verrats entrüstet von sich wies. Einzig Johannes war jung und hatte, wie Jesus, in der Mitte gescheiteltes blondes Haar. Jesus blickte aus wasserblauen Augen und trug einen schütterten rötlichen Bart. Ein Jüngling geliebener Jesus unter alternden Männern, die sich Jünger nannten. Man gab ihm die Dreissig nie.

Dann schnitt der Pfarrer sein Thema an. Pastor Niemöller kam zur Sprache. Niemöller schmachtete nun schon seit Jahren im Gefängnis, wo er, man weiss nicht welchen Folterungen ausgesetzt war. Niemöller widersetzte sich, nach den Worten des Pfarrers, als einziger dem Regime. Er war der lebende Beweis, dass dem christlichen Glauben das Menschenunmögliche möglich ist. Nach unserer Vorstellung gab es zur Zeit keinen Menschen, dessen Lage noch unerträglicher gewesen wäre. Ein Wunder, dass er noch lebte.

Der Pfarrer schwieg, verlor sich in sorgenvolle Gedanken, während Jesus, unbeeindruckt von Sorgen, wasserblau heruntersah. Mit leiser, gezügelter Stimme, die auf keinen Ausweg mehr hoffen liess, sprach der Pfarrer sodann von schicksalsschweren Stunden, die vor uns lägen. Er sei nicht überrascht, wenn es, noch während er spreche, losgehen würde. Noch vor Abend könne diese Kirche zertrümmert sein, von welcher er kurz zuvor noch behauptet hatte, sie sei ein pseudogotischer Kasten und ihr Vorhandensein eine Schande. Die Glasmalerei sei der Edelkitsch jenes deutschen Malers, der weit in der Gegend herum Unheil angerichtet habe. Als ich an Weihnachten den Joseph spielte und mich hinter dem

Altar zu verbergen hatte, sah ich mir Jahreszahl und Namen an: Heinrich Burkhardt, München 68. Das Abendmahl wies nebst ehrwürdigen Köpfen eine Fülle samtener Stoffe mit schwerem Faltenwurf auf. Schien die Sonne durchs Fenster, begannen die Farben zu leben, und Jesus' Augen bewegten sich.

Aus dem Nachhauseweg vernahmen wir trotz der Prophezeiung des Pfarrers weder Donnern noch Flugzeuglärm. Auf dem Nachhauseweg schlossen wir Wetten ab, wobei die Möglichkeit eines Angriffs aus dem Wunsch nach Veränderung überwog.

In Basel herrschte grosse Nervosität, und viele verliessen die Stadt überstürzt. Sie fuhren ins Oberland. Der Auszug nahm am Wochenende ein solches Ausmass an, dass man von einer freiwilligen Evakuierung sprechen konnte. Die Züge waren überfüllt und konnten nicht mehr planmässig abgefertigt werden. Während der Nacht gewährte man Leute, welche die Stadt mit Kinder- und Leiterwagen zu Fuss verliessen. In den Geschäften waren sämtliche Rucksäcke ausverkauft. Das Interesse an Gasmasken war gross. Der Schulunterricht blieb nach wie vor aufrechterhalten.

In Basel veranstaltete ein Buchhändler im Jahre vierzig eine Buchausstellung unter dem Titel 'Das Deutsche Buch'. Das wäre noch gegangen. Unter anderem aber stellte er Hitlers Foto in die Vitrine. Das führte zu Demonstrationen. Die Scheibe wurde eingedrückt und Hitlers Portrait zerissen. Die Polizei schritt ein.

In Basel wurden grüne Zettelchen mit der Überschrift 'Üse Bundesrat' aufgefunden. Darunter der Spruch:

*Zwee lätzi si gange dr rächt sött me goh la.*



Die Bundesräte Baumann und Minger haben auf Ende des Jahres ihre Demission eingereicht.

Bundesrat Pilet-Golaz hatte drei Schweizern Audienz gewährt, drei Schweizern besonderer Art, drei Vertretern der 'Nationalen Bewegung der Schweiz', darunter dem Dichter Jakob Schaffner. Die Unterredung hat anderthalb Stunden gedauert. Sie stellte 'einen ersten Schritt zur Befriedung unserer sozialen und politischen Verhältnisse dar'.

'Nationale Bewegung heisst Frontier', sagte der Onkel.

'Befriedung bedeutet soviel wie Besetzung', sagte der Onkel.

Dr Golaz sett me goh la, sagte man allgemein.

Auf Weihnachten bekam jeder Wehrmann ein Soldatenpaket. Auch ich schickte eines. Ich schrieb: 'Lieber unbekannter Soldat!'

Vater bekam ein Paket von einem Mädchen aus Lausanne. Das Mädchen hatte ihm einen Kopfs-trumpf gestrickt, den er nicht benötigte. Er schrieb, *ich* solle mir den Strumpf überziehen. Hier sei das Klima etwas milder. Das Käppi decke seine Glatze und zudem habe er den Bart. Er schrieb, ich solle mich bedanken, auf Französisch.

Ich zog den Wollstrumpf über, so dass nur ein Oval für Nase, Mund und Augen frei blieb. Ich glich einem finnischen Frontsoldaten. Mit dieser Kopfbedeckung fuhr ich in die Bezirksschule. Erst lachten meine Kameraden. Als sie erfuhren, dass die Kappe von einem Mädchen stammte, das Josette hiess und Briefe mit mir tauschte, lachten sie nicht mehr. Die Kappe wurde unter den Bezirksschülern Mode.

Ich schrieb Josette auf französisch. Josette schrieb zurück auf deutsch. Da sie im Deutschen

noch in den Anfängen steckte, schrieb sie mir bald nur noch in ihrer Sprache.

Wir tauschten Fotos aus. Wir bestätigten uns gegenseitig, dass wir einander mochten. Josette hatte bereits eine Frisur, während unsere Mädchen durchs Band noch Zöpfe trugen. Ich gab Josette herum. Ich durfte mich mit ihrem Foto sehen lassen.

Die Briefe setzte ich zusammen aus Briefen, die im Lehrbuch für Französisch standen. Ich schrieb 'Chère Josette!' Scharfes Sch bei 'Chère' und weiches bei Josette. 'ChèreJosette, je te remercie bien de ta dernière lettre.' Während ich stets denselben Anfang wählte, variierte ich am Schluss die Grüsse, die ich dem 'Hösli', dem Lehrbuch für Französisch, entnahm.

Ich schrieb: 'Je te salue cordialement.'

Ich schrieb: 'Avec mes salutations les plus affectueuses.'

Einmal wagte ich zu schreiben: 'En attendant de tes nouvelles, je t'embrasse affectueusement', ohne dass Josette es mir krummnahm.

Da Josette nicht die Hulliger-, sondern eine sehr persönliche Rundschrift schrieb, gestaltete sich für mich das Entziffern jeweils derart schwierig, dass ich bis zur nächsten Antwort immer mehr Zeit verstreichen liess.

Wenn wir am Morgen die Kappe überzogen, liessen wir wegen des scharfen Gegenzugs nur einen Ausguck frei für die Augen. In Bockten hing ein weisser Bart daran, der auf dem Radiator zerfloss. Oft stand das Thermometer derart tief, dass wir gezwungen waren, in Tecknau und Gelterkinden Zwischenhalte einzuschalten, um uns im geheizten Wartesaal des Bahnhofs aufzuwärmen. Die klammen Finger begannen dann zu schmerzen, dass wir ein Stöhnen nicht verbeissen konnten. Einmal fiel das Thermometer auf minus achtzehn Grad.

In La Brévine fiel es auf unter dreissig.

Schliesslich machte mir die Freundschaft, die lediglich von Briefen lebte, keinen Spass mehr. Schliesslich blieben die Briefe aus.

## 14

Vater wurde zum Grenzschutz umgeteilt.

‘Zum Grenzschutz nach fünfundzwanzig Jahren Gottharddienst’, ereiferte sich Vater.

Er hatte am zehnten Mai nach Obermumpf einzurücken. Als er abends acht Uhr ankam, drückte man ihm eine Schaufel in die Hand, kein Schanzwerkzeug. Seine Gruppe hatte bei Dunkelheit in einem Garten eine Stellung auszuheben. Selbst der Gebrauch von Taschenlampen war untersagt. Vom Keller her hoben sie den Laufgraben aus. Andern tags wurde die Stellung von einem Oberleutnant inspiziert. ‘Tschudy hiess er, wenn ich mich recht erinnere, ein junger Schnaufer.’

Tschudy kritisierte Vaters Tenue. Vater hatte während der Arbeit Ceinturon und Bajonett abgelegt. Vater machte ihm den Standpunkt klar, worauf der Oberleutnant wortlos abzog.

‘Hier bleibst du nicht lange, habe ich mir gesagt’, sagte Vater, ‘das bist du dir schuldig.’

Am Nachmittag sass ein deutscher Soldat am jenseitigen Ufer. Er war mit Feldstecher und Zeichenblock ausgerüstet und machte von der Stellung ein Ansichtskroki.

‘So war das’, sagte Vater, ‘man wusste keine Stunde, wann es losgehen würde. Das Hauptverlesen war um halb acht vor dem ‘Engel’. Um halb acht waren Nachrichten. Der Engelwirt öffnete die Fenster und drehte das Radio auf volle Lautstärke. Man

wollte sich kein Wort entgehen lassen. Nach den Nachrichten spielte man abwechslungsweise 'Rufst du, mein Vaterland' oder 'Trittst im Morgenrot daher'. Nach dem Hauptverlesen ging der Alte weg wie ein geschlagener Hund. Fünf Tage oder sechs ging das so, dann brachte man auf einmal einen Ländler. Während der Achtungstellung stiess ich meinen Nebenmann an. Der Alte begann zu strahlen, rief 'Ruhn' und 'Abtreten' und fingerte am Waffenrock herum. Er langte in die Brusttasche und zog eine Brissago hervor. Er zündete sie umständlich an. Mit steifem Rücken ging er vom Platz.'

Vater ging vor UC nach Olten. Beim Weggang lud ihm der Feldweibel sechzig Patronen auf, die vorgeschriebene Anzahl, die der Mann jederzeit auf sich zu tragen hatte. 'Morgen sehn wir uns ja wieder', rief ihm der Feldweibel nach.

Vor UC wurde Vater als kerngesund befunden. Der Untersuchungsoffizier warf ihm Drückebergerei vor.

'Ich bin erstens Gotthardmitrailleur, und zweitens muss ich mich als Landsturmmann mit Auszögleren herumschlagen, und hier bitte meine Diensttage, 546, kontrollieren Sie.'

Man anerkannte Vaters Gründe und teilte ihn zum Territorialbataillon 138 um, mit Station in Gelterkinden. Das brachte ihm drei Wochen Urlaub ein.

Anno dreiundvierzig wurde seine Einheit zum Grenzdienst ins Tessin verlegt. Auf der andern Seite standen keine Karabinieri mehr, mit denen er sich hätte auf italienisch unterhalten können. Es wimmelte von Deutschen.

'Ein Gespräch? Ein Wort war ein Wort.'

Der General hat einen Armeebefehl erlassen, in welchem es hiess, die Mitrailleure, die Kanonie-

re, die Artilleristen, ob im Bunker oder Feld, hätten standzuhalten und zu kämpfen. Solange ein Mann noch eine Patrone habe und sich seiner blanken Waffe zu bedienen vermöge, ergebe er sich nicht.

Auch Vater war Mitrailleur, Festungsmitr. Aber er befand sich zur Zeit weder auf dem Gott-hard noch im Tessin. Er befand sich in einem Bunker in Mumpf. Ich habe auf der Fünfundsiebzigtausender nachgemessen. Mumpf lag dreizehn Kilometer von uns entfernt. Mumpf lag am Rhein. Am Rhein standen Bunker. Man baute weitere Bunker. Vater hatte den 'Beredten Italiener' mit Schaufel und Pickel vertauscht.

Vater hat einen Brief aus Mumpf geschrieben. Ich habe ihn eingeklebt. Es ist der kürzeste Brief aus dem Aktivdienst, und er endet nicht mit dem Schluss, es gehe ihm gut und er hoffe auch uns. Der Brief ist kein Brief im üblichen Sinn, eher ein Telegramm in ein Kuvert der Schweizerischen Armee gesteckt und als Brief zugestellt, Datum elfter Mai vierzig. Im Brief steht: 'Die Lage ist ernst. Betet für mich. Euer Vater.'

Wenn wir Besuch hatten, zog Vater den Marmor aus einer Schublade des Sekretärs, den Marmor aus Arzo. Er war nicht grauweiss marmoriert wie der Nachttischaufsatz. Es war ein gelbbraunroter Buntstein, dunkel geädert.

Wenn wir Besuch hatten, brachte Vater die Rede auf Arzo, eines der südlichsten Dörfer im Tessin, wo er Anno neununddreissig Grenzposten stand. Nach einem Exkurs über Marmorgewinnung brachte Vater das Gespräch auf den Dienst.

Die Umteilung zum Grenzschutz hat Vater nur schwer überwunden. Er war Gotthardmitr., eine besondere Truppe, die aus zwei Abteilungen zu je

drei Kompanien bestand. Vater gehörte der Abteilung zwei an, die sich aus der ganzen Deutschschweiz rekrutierte. Er tauschte die weinroten Paten nur ungern gegen grüne aus. Die Achselklappen wechselten in Gelb.

‘Die Gotthardmitr.’, erklärte Vater, ‘waren die ersten Schweizer Soldaten, die mit Maschinengewehren schossen, englisches Modell, Marke ‘Maxim’, Man nannte uns nur die ‘Maximisten’. Anno neununddreissig hat man uns vom Gotthard abgezogen und in das Tessin verlegt, wo wir als Grenzpolizisten fungierten. Dann hat man uns, eine Handvoll Leute, zum Grenzschutz umgeteilt. Eine Ungerechtigkeit.’

Den auf Glanz polierten Stein in der Hand, ging Vater zu Diensterlebnissen über. Er tischte sie mit dem Mostglas auf. Immer die alten Geschichten, für jeden Besucher neu.

Vater mit seinem Interesse für technische Fragen. Er verstand sich im Steinbruch aufs Reparieren von Maschinen. Er wurde mit dem Schmieren und Kontrollieren der Seilbahn betraut.

‘Marmor’, sagte Vater. Er verlangte nach Papier und Bleistift. ‘Marmor wird so gewonnen –’ Er zeichnete eine Kalksteintreppe mit natürlichen Bänken. ‘An zwei Seiten werden ortsfeste Rollen angebracht.’ Vater drückt sich fachmännisch aus. Der Bleistift verankert an den Enden zwei senkrechte Eisen, die er mit je einem Ringlein versieht. ‘Leitrollen, über welche eine endlose, zwei- bis dreifach verdrehte Drahtschleife läuft. Der Stein wird nämlich mit Draht zersägt.’

‘Interessant’, sagt der Gast.

‘Dem Draht werden Wasser und Sand beigegeben, die als Schleifmittel dienen.’

‘Natürlich’, nickt der Gast.

‘Ist die Bank durchsägt, erfolgt die Trennung horizontal, die bei bankigem Gestein ja schon gegeben ist. Das Einschlagen eines Keils von der Seite her genügt.’ Der Bleistift bringt seitlich eine Bisse an.’ Mit Hilfe eines Drahtseils wird der Block, der meist rechteckig ist, von der Bank gezogen. Er fällt auf Schutt. Dann folgt das bekannte Prinzip mit den Rollen, das die Ägypter schon kannten. Man nennt es dort unten ja auch das System Pharaon. Auf runden Bohlen wird der oft mehrere Tonnen wiegende Block auf eine Rampe geschoben und auf die Steinwagenbrücke gebracht.’ Der Bleistift deutet die Enden der Bohlen durch Ringlein an.

Nickend begreift der Gast.

In der Sägerei stelle man sich die herkömmliche Gattersäge vor. Der Abstand der einzelnen Sägeblätter richtet sich nach der verlangten Dicke, genau wie bei Stämmen. Dann folgen Fräsen und Polieren. Und hier ist das Endprodukt.’ Vater nimmt den Stein in die Hand und weist auf die Schönheit des dunklen Geäders hin. ‘Die Farben kommen erst richtig zur Geltung nach der Politur. Marmor ist dort als Innenverkleidung in allen Häusern zu finden. Von ihm geht im Sommer die Kühle aus.’

Dann ging er zur Dienstzeit über.

‘Was, zur Festung bist du gekommen, hat mein Vater gesagt’, sagte Vater, ‘da helf dir Gott. Ich habe einen gekannt, der bei der Festung war. Dort soll es ja zugehn. Dort wirst du etwas erleben. Also kam ich Anno fünfzehn nach Beilenz. Nach einem Zehnstudentag im Steinbruch waren das Ferien für mich. Man bedenke, ein Mann lud sechshundert Doppelzentner im Tag, macht sechzig Ton-

nen, was rund sechs Eisenbahnwagen entspricht. Man konnte nicht kneifen, die Kistchen wurden auf Schienen herausgefahren, gefüllt, zurückgefahren, in der Station an die Bügel gehängt und mit der Seilbahn über den Berg nach Läuferfingen befördert, tagtäglich dasselbe Kontingent, ob einer ausfiel oder nicht. Nach drei Jahren Steinbruch habe ich mich in der RS buchstäblich erholt. Nicht allen freilich ist es so leichtgefallen. Viele waren Lastentragen nicht gewohnt. Oft weinte einer vor dem Zimmerverlesen, während wir sangen. – Jener Lehrer zum Beispiel: war Freimarschieren, zog er sofort sein Büchlein hervor und las im Gehen. Er leistete passiven Widerstand. Später wurde er aus der Armee ausgeschlossen. Oder jener, der vorgab, nichts mehr zu hören. Er reagierte auf kein Kommando mehr. Man hat ihn auf jede erdenkliche Art auf die Probe gestellt. Er hörte nichts mehr und wurde schliesslich entlassen.

Dann noch die Geschichte von dem und jenem, noch manche Geschichte.

Tür mich aber sind es Ferien gewesen, direkt aus dem Steinbruch heraus. Anno zwölf verdienten wir vierzig Rappen pro Stunde. Auf unsere Reklamation hin ist man auf zweiundvierzig gegangen. Dann verlangten wir Steinladerzuschlag mit der Drohung, wir würden sonst gehen. Man ist uns entgegengekommen und hat uns drei Rappen bewilligt. Dann gab es nochmal Erhöhung. Anno fünfzehn waren es achtundvierzig Rappen, macht 4.80 Franken pro Tag. Wenig genug, wenn man bedenkt, dass man für einen Liter Nostrano in der Deutschschweiz 1.20 Franken bezahlte, im Tessin nur die Hälfte. Nach dem Weltkrieg bin ich Mineur geworden. Dann bin ich doch abgestürzt und habe mir den sechsten Hüftwirbel gebrochen. Wäre der



Bruch nicht senkrecht verlaufen, stände ich nicht mehr hier.'

## 15

In Tecknau machten wir halt. Die Schnellzüge, die von Olten her kamen, brachten nach Kohle riechende Tunnelluft mit, die sich mit der süsslichen Pissoirluft vermengte. Die Schnellzüge verschlugen uns Atem und Ohr und brachten uns die Haare in Unordnung. Personenzüge verlangsamten die Fahrt nach dem Tunnelausgang und hielten.

Um den Tunnel zu entlüften, hat man in Scheitelhöhe einen Schacht gebaut, der ausserhalb von Zeglingen an die Oberfläche führt. Die Öffnung war durch einen Holzturm verkleidet. Eines unserer Sonntagsvergnügen bestand darin, durch eine Bretterlücke in den nach oben offenen Turm zu steigen. Das Rund des Schachtes war durch Eisenzinken abgeschirmt, die uns das Klettern erleichterten. Nahte ein Zug, warfen wir Bretter oder Steine in die Tiefe, die wir dumpf aufschlagen hörten, ohne dass es zu einem Unglück kam. Der Schacht führte neben dem Tunnel hinunter und war zudem durch einen eisernen Rost geschützt. Papier, das in die Tiefe segelte, wirbelte durch den Luftdruck wieder hoch, um nach der Vorbeifahrt des Zuges endgültig im sich konisch verengenden Dunkel zu entschwinden. Das Betreten des Tunnels war strikt untersagt.

In Tecknau wechselte der rote Vorstandshut alle paar Jahre den Kopf. Zwischen Pissoir und Stationsgebäude parkierten zwei Postautokurse. Vor dem Pissoir, das sich wie ein Schilderhäuschen ausnimmt, löschten wir aus dem angeketteten Me-

tallbecher den Durst. Mit dem Wasser atmeten wir das Gemisch von Urin und Karbolium ein, mit dem man die Bühnen regelmässig bestrich. Im Güterschuppen machten sich Einheimische in blauer Mütze und Elsässerkittel zu schaffen. Am Güterschuppen hing neben Arosas strahlender Winter-sonne das Plakat 'Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat'. Jemand hatte 'schweigen' durchgestrichen.

In Tecknau hielten wir an, ohne vom Velo zu steigen, und sahen, auf die Lenkstange gestützt, dem Zugverkehr zu. Oft zählten wir bis gegen achtzig Wagen, was hundertsechzig Achsen entspricht. In Erstfeld wurde bei langen Konvois eine zusätzliche Schiebelokomotive, ja oft noch eine Zwischenlokomotive angehängt. Es gab Lokomotiven vom Typ Ae 4/6, Ce 6/8 und Be 6/8, die bis über hundert Tonnen schwer sein konnten. Es gab auch die Krokodillokomotive, die durch einen Überbau hinten und vorn kenntlich war. Und manchmal passierte die Lokomotive, die an der Landesausstellung von neununddreissig gezeigt worden war, die 'Landiloki', eine Ae 8/14. Gross A bezeichnet den Geschwindigkeitstyp, klein e bedeutet 'elektrisch', wobei 8 und 14 Achsen als Triebachsen zu verstehen sind. Hatten wir Glück, bekamen wir für die Dauer einer blitzartigen Durchfahrt gelegentlich den 'Roten Pfeil' zu sehen, der keinen regelmässigen Kurs fuhr.

In Tecknau passierten die endlosen Güterzüge, die von Deutschland nach Italien fuhren. Der Bundesrat musste Hitler den Zugverkehr zwischen Deutschland und Italien gestatten, um ihn nicht herauszufordern. Die Gotthardlinie bildete die sichtbare Achse zwischen Rom und Berlin. Offene Güterwagen waren mit Koks oder Kohle beladen. Un-

ser Interesse bezog sich auf das, was sich darunter befand. Uns interessierte der Inhalt geschlossener, plombierter Wagen. Soldaten, sagten wir, bekommen durch Ritzen genügend Luft.

Wir sagten, bei einem Überfall auf die Schweiz durch die Deutschen würden die Alliierten als erstes die Gotthardlinie mit Bomben belegen, und Tecknau, das Tunneldorf, würde ausradiert. Basel hat seine Lage bereits zu spüren bekommen.

Tecknau war abends die letzte Station vor Zeglingen. Im Bahnhof von Tecknau wärmten wir uns an kalten Wintermorgen zum erstenmal auf.

Der in Binningen niedergegangene Blindgänger wog 200 Kilogramm und war 1.30 Meter lang. Er wurde als britischen Ursprungs identifiziert. Damit stand fest, dass es sich um britische Flugzeuge gehandelt hatte. Der Bundesrat richtete einen energischen Protest an die britische Regierung, in welchem er die vollständige Wiedergutmachung des Schadens verlangte.

In Basel fiel eine Bombe auf die Südostecke des Bahnhofareals, wurde von dort auf die Strasse geschleudert und explodierte vor dem Hotel Bristol. Alle Fensterscheiben im Umkreis von dreissig Metern wurden zerstört und ein Taxi am Heck beschädigt. Mehrere Brisanzbomben schlugen im Areal des Güterbahnhofs ein. Am Höhenweg in Binningen wurde das Haus der Familie Zeller vollständig zerstört. Die Bombe schlug mitten durchs Dach und begrub die Hausbewohner unter den Trümmern. Drei Personen, Grossmutter, Mutter und Kind, konnten nur noch als Leichen geborgen werden. Ein Kleiner

Gasapparat hing wie ein Wirtshausschild an einem Haus. Die beschädigten Häuser boten freien Einblick und sahen Puppenstuben ähnlich.

Und das alles, hat man gesagt, weil die Engländer wahrscheinlich den Güterverkehr zwischen Deutschland und Italien lahmlegen wollten.

Aber auch das im Landesinnern gelegene Zürich wurde mit Bomben belegt. Der Angriff erfolgte überdies zu einem Zeitpunkt, da die Verdunkelung noch nicht eingesetzt hatte, was die Vermutung nahelegte, dass sich die englischen Flieger bei ihren Gebietsverletzungen überhaupt nicht darum scherten, ob ihre Bomben auf verdunkelte oder beleuchtete Städte fielen. Sie begrüßten es höchstens, wenn ihnen eine nicht verdunkelte Gegend den Weg wies.

Die Bombardierungen hatten eine lange Reihe schweizerischer Proteste zur Folge. Die Engländer ihrerseits liessen es bei ein paar nichtssagenden Entschuldigungen bewenden. In der Zeitung stand: 'Der Augenblick kann daher kommen, dass sich der Bundesrat durch den Vertreter der Eidgenossenschaft in London *mündlich* berichten lassen wird, um dem Recht eines kleinen Volkes auch gegenüber Grossbritannien Geltung zu verschaffen.'

Eines stand jedenfalls fest, dass die englischen Flieger ihre Ziele genauer anvisierten, als die Deutschen glauben machen wollten, die immer nur von unbedeutendem Sachschaden zu berichten wussten.

Da Basel kurz vor Mitternacht bombardiert worden war, hatte ich die Detonationen nicht gehört.

Wenn ich im Bett lag, vernahm ich das Donnern. Die Kammer lag ebenerdig auf der Ostseite, der Morgenseite des Hauses. Mit einem Schritt war man draussen. Mit einem Schritt wäre man nachts

auch drinnen gewesen. Infolgedessen schloss ich stets den unteren hohen Flügel und liess nur das Obertürchen offen. Die Katzen liebten es, von dort aus nachts einen Sprung auf meine Decke zu tun.

Obwohl ich auf der Ostseite schlief, vernahm ich im Westen oft deutlich das Donnern. Es war fern und dumpf und störte mich weniger als das Lärmen der Mäuse jenseits der Wand. Schlug ich mit der Hand ans Getäfer, blieb es eine Weile still. Das Knarren des Holzwurms hingegen liess mich jedesmal aufstehen und mehrmals mit der Faust an die Füllung der Kastentür schlagen. Der Holzwurm störte mich mehr als die Katzen, die mich nachts erschreckten, mehr als die Mäuse nebenan, als das aufgeschreckte Grunzen der Schweine im Stall unter mir, als das Donnern im Elsass.

Es erweckte den Anschein eines sehr fernen Gewitters, von dem man wusste, es würde nicht näher kommen, sondern sich verziehen. Obwohl ich mir manchmal vor Augen führte, dass bei jeder Detonation ein Haus bersten musste und Menschen ums Leben kamen, gelang mir eine Vorstellung des Geschehens nicht, selbst wenn ich mir Anna und Foni, Hans Karch und Günther in Erinnerung rief.

Oft sah man das Feuer im Elsass blitzen. Ein heller, anhaltender Schein in der Gegend hinter Basel liess einen Brand vermuten, vielleicht in der Art jenes Brandes im Dorf, dem drei stattliche Häuser zum Opfer gefallen waren.

Oft sagten wir uns, welch ein Glück es bedeute, nur wenige Kilometer südlich des Rheins geboren zu sein, Glück und Zufall.

Wir mussten zweimal pro Woche um sieben im Englisch sein. Der Rektor erteilte das Fach.

Vater weckte mich manchmal um fünf, bevor er Mähen ging. Ich schärfte ihm ein, mich ja um fünf Uhr zu wecken, da ich noch Aufgaben hätte. Ich lernte die Wörter und eine Lektion über Mister und Missis Smith. Manchmal verschlief ich mich.

Obwohl es ein Freifach war, kamen wir lieber fünf Minuten zu früh als zu spät. Ich bestieg um halb sieben das Velo und fuhr talwärts nach der drei Dörfer entfernten Bezirksschule. Da mein Militärrad sehr kleine Übersetzung hatte, war ich benachteiligt und musste schneller treten als die andern. Auf dem Nachhauseweg machte sich die kleine Übersetzung dann bezahlt.

Im Heuet weckte mich Vater oft schon um vier, weil ich am Abend keine Zeit mehr für Aufgaben hatte oder zu müde war.

Die übrigen Tage begann die Schule um acht. Da ich, wenn Vater im Dienst war, die Milch noch ins Dorf tragen musste, weckte mich Mutter um sechs. Hatte ich Englisch, stellte die Mutter die Morgenmilch in den Keller. Am Abend schnitten die Riemen der Tanse dann doppelt so stark ins Fleisch. Mit letzter Kraft erstieg ich die Treppe zum Milchlokal.

Sommer und Winter begann der Rektor genau um sieben. War Neuschnee gefallen, kamen wir manchmal zu spät. Der Rektor nahm die Entschuldigung stumm entgegen und blickte uns ernst durch den randlosen Zwicker an. Der Rektor war pünktlich. Er war Platzkommandant und trug den Grad des Majors.

Als wir aus der Bezirksschule kommend durchs Dorf fuhren, schwenkten die Kinder weisse Zettel. Es waren Flugblätter, die ein fremdes Flugzeug unbekannter Herkunft am Mittag abgeworfen hatte. Der Text war Französisch.

Alfred besass ebenfalls fünf Exemplare. Nachdem es sich herumgesprochen hatte, ging er auf die Suche. Im Wenslinger Feld entdeckte er plötzlich etwas Weisses. Er suchte weiter und fand noch vier.

Trotz fortgeschrittener Dämmerung habe ich mich aufgemacht, um nach restlichen Zetteln zu suchen. Nachdem ich es schon aufgegeben hatte, fand ich bei fast völliger Dunkelheit am Waldrand noch ein Exemplar, schon durchfeuchtet vom abendlichen Tau.

Auf allen Exemplaren stand in fettgedruckten Lettern 'Soldats français!' Da ich erst ein halbes Jahr Französisch hatte, war ich noch nicht in der Lage, den Text zu übersetzen. Er begann mit 'Vous vous étonnez' – 'Ihr seid erstaunt'.

In der Zeitung stand:

'Am Montag, den sechsten November, um die Mittagszeit überflog ein fremdes Flugzeug in sehr grosser Höhe verschiedene Orte des oberen Baselbiets. Infolge des trüben Wetters blieb es auch dem bewaffneten Auge unsichtbar, doch vernahm man deutlich das Motorengeräusch. Zur nämlichen Zeit fielen aus Richtung dieses Flugzeugs zahlreiche, in französischer Sprache verfasste Flugblätter herunter, deren Text offensichtlich dahin tendierte, die französischen Soldaten zu Ungunsten Englands zu beeinflussen. Solche Flugblätter wurden unter anderem in Wenslingen, Rünenberg und Seltisberg aufgefunden, nach den bisherigen Feststellungen am zahlreichsten in Wenslingen. Es ist anzunehmen, dass die Überfliegung des schweizerischen Territoriums infolge des dichten Nebels irrtümlicherweise erfolgte.'

Ich habe Artikel und Flugblatt ins Diarium geklebt. Das Flugblatt hatte Büroformat und war billige Makulatur.

Wenn Weibel geendet hatte, schrien wir:  
'Haaail!'

Während der Mittagspause erklimm er die rückwärtige Mauer, die den Schulhof umschloss. Er suchte Halt auf dem Mauerband, pflanzte sich breitspurig auf und strich sich die Strähne schräg in die Stirn. Er reckte den Hals nach vorn und ballte die Rechte zur Faust. Mit der Linken schob er das Ende des Kammes unter die Nase. Er begann: 'Volksjenssen und Volksjensseninnen, wenn ich in dieser grossen Stunde zu Euch spreche ...!' Während der Rede schwoll seine Stimme an. Wenn er geendet hatte, schrien wir: 'Haaail', indem wir die Stimme in der Kehle pressten.

Wenn wir um vier Uhr die Velos bestiegen, sass er im Freifach. Er war der Einzige der doppelt geführten Klasse. Er war Lehrerssohn.

Er sass mit Leonhard im Zimmer der 1b. Vornübergebeugt, die Haare in der Stirn, übersetzte er kleinlaut Latein.

## 16

Früher habe ich Steinfelsbildchen gesammelt, Farbfotos aus dem Tierpark Hagenbeck. Um in den Besitz einer Serie zu kommen, tauschten wir die Nummern, die wir doppelt führten, gegenseitig aus.

Nun sammelte ich Bilder und Zeitungsausschnitte vom Kriegsgeschehen, während ich zu Steinen oder Briefmarken kein Verhältnis fand.

Artikel aus der 'Volksstimme von Baselland':  
'Eine neue Gefahr bedroht die Schweiz. Der Feind hat die Grenze verschiedentlich schon über-



schritten. Es handelt sich um den Kartoffelkäfer, oder, nach dem Herkunftsland benannt, auch Colorado-Käfer. Besondere Merkmale: er ist einen Zentimeter gross und besitzt auf den hellgelben Flügeldecken je fünf schwarze Längslappen. Die buckligen Larven fallen durch ein schmutziges Fleischrot auf und besitzen beidseits des Körpers zwei Reihen schwarzer Warzen. Die Eier auf der Unterseite der Blätter fallen auf durch ihr leuchtendes Gelb. Bei Feststellung verdächtiger Käfer sind diese auf dem nächsten Polizeiposten oder dem Departement des Innern zu melden, das unverzüglich die zur Bekämpfung erforderlichen Schritte einleiten wird. Da der Käfer wegen des harten Flügelpanzers von den Vögeln nicht gefressen wird, ist das Ablesen das einzig wirksame Mittel. Nur Rebhuhn und Fasan vertilgen ihn.'

In der Gemeinde zogen alle Klassen mit Büchsen durch die Kartoffelfelder. Man brühte die Käfer in kochendem Wasser ab. Da ich zu diesem Zeitpunkt in die Bezirksschule ging, konnte ich am Feldzug nicht teilnehmen. So beschränkte ich mich auf das eigene Kartoffelfeld.

Sobald Gefahr im Anzug war, liessen sich die Käfer fallen und kugelten dem Hauptblattnerve entlang zwischen die Stauden, wo man ihrer weniger habhaft wurde. Während man das Verhalten der Käfer als taktisch bezeichnen konnte, liessen sich die tumben Larven, die sich im Blattwerk festgefressen hatten wie Beeren ablesen. Sie zerspritzten zwischen den Fingern.

In der Naturkunde wurde der Käfer gründlich durchgenommen. Der Naturkundeführer erklärte, dass durch das Kahlfressen der Stauden die Knollenbildung verhindert würde. Da die Schweiz nun Selbstversorger sei und die Kartoffel eines unserer

Hauptnahrungsmittel bilde, stelle der Käfer eine bedrohliche Gefahr für unser Land dar.

Unterliess man ein paar Tage die Kontrolle, begegnete man ganzen Nestern leergefressener Stauden. Sie glichen Baumstrukturen im Winter.

In der Naturkunde zeichnete Herr Honegger den Entwicklungsgang in Kreisform auf. Die Entwicklung vom Ei bis zum Käfer dauert vier bis sechs Wochen. Bei günstigen Bedingungen treten in einem einzigen Sommer bis zu drei Generationen auf. Ein Käferweibchen legt bis zu zweitausend Eier in Gelegen von zwanzig bis fünfzig Stück. Bereits nach einer Woche schlüpfen die Larven und beginnen den Vernichtungsfrass. Nach drei Häutungen kriechen sie in die Erde, verpuppen sich und schlüpfen nach zwei weiteren Wochen als Käfer aus. Auf diese Weise kann ein Weibchen in einem einzigen Sommer eine Million Nachkommen haben, die ein Kartoffelfeld von zehn Jucharten Land kahlfressen können.

Wir hielten die Wandergeschichte fest. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Käfer aus Nordamerika in Bordeaux eingeschleppt und hat trotz Überwachung innert zwanzig Jahren Frankreich besetzt und die Schweiz erreicht. Wir kennzeichneten die Phasen seines Vormarsches durch Schraffieren mit verschiedenen Farben.

Ich habe den Käfer gezeichnet, zehn schwarze Längsstreifen auf schwefelgelben Flügeldecken. Ich habe ihn stilisiert gezeichnet auf grünem Grund. Die Zeichnung nahm sich aus wie ein Plakat.

Ich habe den Artikel aus der 'Volksstimme' ins Diarium geklebt, erstes Heft, letzte Seite.

# 17

In der Zeitung stand: ‘Am fünften Juni 1940, Dienstagnachmittag, überflogen deutsche Fliegerformationen den Schweizerischen Luftraum. Dabei gerieten unsere Patrouillen in einen Luftkampf in den Freibergen. Soviel bis jetzt festgestellt werden konnte, wurden zwei bis drei der fremden Flugzeuge getroffen und mussten auf französischem Boden niedergehen. Im Abwehrkampf stürzte ein schweizerisches Flugzeug bei Boécourt ab. Der Pilot, Leutnant Rudolf Rickenbacher, geboren 1915, ist bei der Ausübung seiner Pflicht fürs Vaterland gefallen.’

In der Zeitung stand: ‘Mit militärischer Eskorte ist am Sonntagnachmittag die Leiche des jungen, hoffnungsvollen Offiziers nach Gutenberg, Kanton Bern, übergeführt worden, wo er bis zur Beisetzung im Elternhaus aufgebahrt liegt.’

In der Zeitung stand: ‘Norwegen gibt den Kampf auf.’

In der Zeitung stand: ‘Der General erlässt die Parole zum Durchhalten.’

Das Bild war auf der Titelseite der illustrierten Beilage der ‘Schweizerischen Allgemeinen Volkszeitung’. Darunter stand: ‘Einer unserer wackeren Piloten, Fliegerleutnant Rudolf Rickenbacher, musste bei der Verteidigung des Schweizerischen Luftraums sein junges Leben lassen. Das Bild zeigt den Augenblick, wo sein Bruder, der ebenfalls Fliegeroffizier ist, vom toten Flieger Abschied nimmt.’

Ich habe die Seite abgetrennt, gefalzt und ins Diarium geklebt: Seine Mutter steht mit dem Nasentuch im Gesicht am offenen Grab. Ihr zur Rechten weinend seine Schwester. Zur Linken sein Bruder

Hans in der Uniform eines Fliegeroberleutnants, welcher, ohne Bewegung zu verraten, ins Grab blickt und mit der Hand am Mützenschirm seinen Bruder grüsst. Im Medaillon daneben, das den Bildrand überschneidet, Rudolf Rickenbacher in einer Fliegerjacke. Er hat gewelltes Haar.

Ich schnitt die Fotos zweier weiterer abgestürzter Flieger aus. Da sie bei einem Übungsflug den Tod gefunden hatten, waren es Fotos im Kleinformat und standen auf der Innenseite. Rudolf Rickenbacher war im Luftkampf umgekommen, im Luftkampf in den Freibergen mit einer Messerschmitt.

Vater sagte: ‘Göring habe extra einen Kranz gespendet, doch Frau Rickenbacher habe ihn nicht eines Blicks gewürdigt.’

Mutter meinte: ‘Es muss auch grässlich sein für sie.’

Vater sagte: ‘Er war Bürger unseres Dorfes, Enkel des ‘Zegliger Peter’. Er soll vorher noch einen Bomber abgeschossen haben. Er hat sich in der Oltener Badeanstalt aufgehalten, als der Befehl zum Einsatz kam. Er war dort auf Pikett.’

Frau Bider sagte: ‘Er hätte sich beinahe mit dem Fallschirm retten können. Der Fallschirm blieb an einem Flügel hängen. Rudolf wurde hundert Meter neben dem zerschellten Flugzeug aufgefunden.’ Sie war verwandt mit ihm. Sie ging an die Beerdigung.

Hans Rickenbacher ist am achten Mai beerdigt worden, am achten Mai fünfundvierzig, am Tag des Friedens, am Victory Day. Der Friede hat um Mitternacht begonnen, um genau zu sein: eine Minute danach. Ich habe mir vor Augen geführt, wie viele nach Mitternacht noch starben.

Frau Bider sagte: 'Ausgerechnet vor Kriegschluss hat es noch passieren müssen.'

Vater wusste: 'Oskar Bider ist auch abgestürzt. Anno neunzehn bin ich zu Fuss an die Beerdigung nach Langenbruck gegangen. Oskar Bider ist mit Biders nicht verwandt, es ist ein anderer Zweig. Bider ist über Dübendorf mit achtundzwanzig Jahren abgestürzt. Die eigentliche Ursache hat man nie erfahren. Die Maschine begann mit einem Mal zu trudeln. Es hätte ihm schon Anno dreizehn am Simplon blühen können. Er hat als erster die Alpen überflogen, ein Flugpionier. Im Ersten Weltkrieg war er Chef der schweizerischen Fliegerstaffel.'

Hans Rickenbacher ist bei einem Übungsflug abgestürzt. Der Nebel wurde sein Verhängnis. Das Flugzeug ist an einem Fels zerschellt. Er ist abgestürzt, nicht gefallen. Das Foto wurde kleinformatig auf der Innenseite gebracht.

Wenn ihre Maschinen talaufwärts flogen, lief ich durch die Ebene oberhalb des Dorfes. Noch bevor ich die Dächer sah, waren sie über die Häuser hinaus, rissen beim Steinbruch die Flugzeuge hoch und verschwanden südwärts über den Sattel.

Wenn sie kurz danach wieder talaufwärts flogen, schienen die Flügel die Felsen beidseits zu streifen. Ich stand am Rande der Ebene und schaute von oben zu. Sie preschten knapp über die Dächer und drohten die Kamine wegzurasieren. Doch war es nichts im Vergleich zum Looping:

Sie schraubten sich in die Höhe. Sie setzten zum Looping rückwärtsaufwärts an. Sie flogen eine Strecke kopfunter mit weggenommenem Gas und machten eine halbe Rolle. Sie setzten nach steilem Sinkflug zur Figur in entgegengesetzter Richtung an. Ihre Maschinen beschrieben eine liegende Acht. Sie flogen die Figur parallel oder bewegten

sich rückwärts-aufwärts voneinander weg. Wenn sie den halben Looping flogen, führten sie erst eine ganze und danach eine halbe Rolle aus, um wieder in die Normallage zu gelangen. Manchmal schraubten sie sich mit einer doppelten Rolle durch die Luft. Nach einem Sturzflug fingen sie die Maschinen über dem Dorf wieder auf und verschwanden gegen Olten über den Sattel.

Sie kamen regelmässig. Sie waren Militärflieger und mussten wöchentlich ihr Pensum absolvieren. Als Knaben weilten sie im Dorf oft bei Verwandten in den Ferien. Sie wohnten in Gutenberg.

## 18

Man nannte das 45. Armeekorps die Bourbakiarmee von 1940. Der Übertritt erfolgte nicht wie im Siebzigerkrieg. – Während im Winter einundsiebzig zirka 90'000 Mann mit 10'000 Pferden aufs Mal in den Freibergen über die Grenze strömten, war die Schweizerarmee ihrer Aufgabe diesmal gewachsen. Die Franzosen und Polen wurden in Gruppen von 500 bis 1'000 Mann an der Grenze entwaffnet. Im Ganzen wurden 42'000 Soldaten interniert.

Am 20. Juli übertraten in der Gegend von St. Ursanne Truppen in der Stärke von 28'000 Mann, davon 16'000 Polen mit 7'800 Pferden, die Schweizergrenze. Man fuhr die Soldaten in Extrazügen ins Berner Oberland. Am Mittwoch trafen Teile einer polnischen Division in der Stärke von 10'000 Mann ein. Sie waren zu Tode erschöpft, denn sie hatten schwere Kämpfe bestanden.

Acht Polen wurden mit ihren Pferden im Gasthaus zum 'Rössli' einquartiert.

Die Polen und Russen wurden später gemeinsam auf der Wiese vor der unteren Mühle in Baracken untergebracht. 'Die Russen mochten die Franzosenpolen nicht', sagte Olga aus der Mühle. 'Die Polen waren religiöser als die Russen. Wenn sonntags ihr Pfarrer kam, trat Jaschko in die Stube, griff nach dem Tischtuch und sagte 'weiss', womit er andeuten wollte: Bitte ein weisses Tischtuch für den Herrn Pfarrer.'

'Die Russen waren meist Antikommunisten. Wenn Felix, unser Arbeiter, zu viel Dünnes eingenommen hatte, brachte ihn Leutnant Smirnov in die Scheune, damit die andern ihn nicht hören sollten, wenn er gegen Stalin fluchte. Er wäre später glatt erschossen worden. Paul hiess der Leutnant, Paul Smirnov, ein baumlangler Kerl, an die zwei Meter. Er war Dolmetscher zwischen der Behörde und dem Lager. Er hatte seine Leute im Zügel.'

Paul Smirnov hatte schon den Finnlandfeldzug mitgemacht. Als er an einem Stock durch den Schnee stapfte, schoss ihm ein Finne den rechten Zeigefinger ab. Im Krieg gegen Deutschland geriet er in Gefangenschaft. Im Gefangenenlager nahm man sie in Gruppen zu je zehn Mann heraus und richtete an sie die Frage: Wollt ihr mit den Deutschen gegen Russland kämpfen oder lieber arbeiten? Smirnov durchschaute die Gefahr und sprach sich schlau fürs Kämpfen aus. Die Leute, die nicht kämpfen wollten, erschoss man wenig später ohne Federlesen. Die Schüsse drangen deutlich an sein Ohr. Smirnov wurde eingekleidet. Er kam mit andern Deutschen, die ihn stets im Auge hatten, nach Italien. Er stand nie allein auf Wache. Ausser dem einen Mal: Die andern zwölf, alles Deutsche, schliefen. Er schoss sie mit der MP sämtlich nieder – seine Rache. Zu Hause hatten ihm die Deutschen Frau und Kind ermordet.

ermordet. Es gelang ihm, über Schmugglerpfade ins Tessin zu flüchten.

‘Und heikel sind sie’, sagte Olga. ‘Die sieben Harasse Spinat, die sie vom Roten Kreuz erhielten, warfen sie kurz auf den Mist mit der Bemerkung ‘Nix für Russen, für Schwein’.’

Sonntags kamen oft russische Frauen auf Besuch, denen die Flucht aus dem Arbeitslager ebenfalls gelungen war. Worauf sich einige Russen je eine Wolldecke und eine Frau nahmen und eingehakt dem Wald zustrebten. Worauf die Halbwüchsigen ebenfalls dem Wald zustrebten.

Auch die beiden Russen vermochten die Röstli nicht aus der Schüssel zu essen in der Art, dass man den Löffel mehrmals an den Schüsselrand drückte, bis die Kartoffeln plattgedrückt in der Wölbung des Löffels haften blieben. Ich habe es mit sechs erlernt und weiss noch, welche Schwierigkeiten es mir bereitete. Die Russen nahmen sich die Röstli wie Hans Karch und Günther auf den Teller.

Wenn Mutter die Röstli auftrug, glänzte die Kruste goldbraun aus der beigen Steingutschüssel mit dem dunkelbraun gemusterten Rand. War die Röstli versalzen, pflegte Vater zu sagen, die Köchin wäre verliebt, wogegen sich Mutter lächelnd verwehrte.

Hingegen waren die Russen für Mais nicht zu haben. Vater hatte im Tessin die Zubereitung einer echten Polenta gelernt. Mais, erklärte der eine, wäre Hühnerfutter und demzufolge nichts für Russen.

‘Verschleckte Kerle’, meinte Mutter in fast anerkennendem Ton.

Mutter rührte die Röstli mit der Eisenkelle, bis sie gleichmässig mit Fett durchtränkt war. Mitunter nahm sie die Pfanne von der Anrichte und warf den Kuchen mit einem Dreh in die Luft, wo er sich über-



schlug und exakt wieder in der Pfanne landete: 'Um in der Übung zu bleiben.' Es war eine alte Eisenpfanne.

Noch weniger als dem Mais fragten die Russen dem Kohl nach, den Mutter als grünlichen Brei mit Suppenfleisch und gebratenen Kartoffelscheiben auftrug. Kohl erinnere sie an Kuhbrei, ans Gefangenenlager. Mit Kohlbrei wären sie fürs Leben bedient.

Ich sagte: 'Towaritsch. Genosse.' Er lachte. Ich fragte: 'Guten Tag?'

'Zraztwutje.' Er wiederholte es mehrmals, wobei er beide ‚Z‘ als weiches ‚S‘ aussprach.

Ich fragte: 'Gute Nacht?'

'Spakonie notsch.' Notsch erinnerte an nocés, notte, nuit, night.

Ich fragte: 'Ich liebe dich?'

'Ja tbea lyubliu.'

Ich fragte, wo er sein Deutsch herhabe. Er erklärte, ein deutsches Mädchen habe es ihm beigebracht. 'Deutsches Mädchen Freundin', lachte er.

'Wie', wunderte ich mich, 'da ihr doch Feinde seid?'

Er erklärte mir, dass selbst ein deutsches Mädchen auch nur ein Mädchen und ein Mann ein Mann sei. Er zählte zwanzig Jahre. Der andere, der kein Deutsch verstand, war wenig älter.

Beim Kirschenpflücken stellte sich heraus, dass sie noch nie mit einer Leiter umgegangen waren. Sie machten Front zueinander, fassten die Leiter an den Sprossen, um sie mit aller Mühe gemeinsam umzuwerfen. Ich erklärte ihnen, dass man die Leiter mit der Rechten am Leiterbaum und mit der Linken an einer Sprosse fasse und sich längsseits zu ihr stelle. Obwohl kräftig, vermochten sie die Kraft nicht anzuwenden.

Im Ringkampf waren sie mir beide überlegen. Die Kniffe, die ich noch vom Schwingen kannte, halfen wenig. Im Ringkampf waren sie geübt.

Auch beim Heuen stellten sie sich ungeschickt an. Die Arbeit mit der Gabel ging ihnen mühsam von der Hand. 'Wie die den Speck essen', rief Mutter aus, 'hat man schon so etwas gesehen!' Nachdem die Schwarte abgeschnitten war, nahmen sie sich gar nicht erst die Mühe mit dem Schneiden, sondern bissen kurzerhand vom Schniefel ab. Nach vierzehn Tagen war eine halbe Seite weg. Den Schnaps tranken sie in grossen Schlucken aus dem Mostglas.

Nachdem sie plötzlich weggeblieben waren, standen sie nach einer Woche in der Frühe wieder vor dem Haus. Sie erklärten, dass sie bei uns zwar wenig Geld erhielten, doch das Essen wäre drüben nicht so gut. Sie wiesen mit der Hand nach Wenslingen. Und zur Zeit wäre ihnen Essen wichtiger als Geld.

Im Winter konnten sie den Bauern nicht mehr zugeteilt werden. Sie rodeten den Föhrenwald, obwohl im Forstgesetz das Roden untersagt war. Es war ein Ausnahmefall. Man musste ihnen Arbeit geben, um den Koller zu verhindern.

Abends vernahm ich ihre Lieder, wenn sie von der Arbeit kamen. Ihre Stimmen waren wohltönend und zogen sich, mitunter wie von einem Zorn belebt, wehmütig hin, so wie man es vom Radio kannte. Wenn sie vor zehn dorfabwärts zogen, sangen sie wieder. Grölten sie, wusste ich: Sold.

Eines Tages hiess es, dass sie nach Frankreich transportiert würden. Ich fragte den, der Deutsch verstand, weshalb sie denn nicht bei uns bleiben wollten, jetzt, wo der Krieg doch bald sein Ende nähme.

Er: 'Gegen Deutsche kämpfen, sonst Stalin uns kaputt machen.'

'Doswidanie', sagte ich.

Er: 'Auff Widdersähn.'

Mutter sorgte sich: 'Wer weiss, ob sie nicht noch ums Leben kommen kurz vor Schluss. Es ist ein Jammer, so junge Leute. Ob wohl Hans Karch und Günther noch am Leben sind?'

## 19

Man hat gesagt, der General habe Volk und Armee eine Einheit werden lassen.

Das Foto hing in allen öffentlichen Lokalen, Amtshäusern und vielen Stuben. Es hat nicht in unserer Stube gehangen. Die schmalen Mauerbrüstungen zwischen den Kreuzstöcken waren besetzt durch den Regulator, den Wandkalender, das Wetterglas und das Familienfoto, auf dem Onkel Walter, auf einem Schemel sitzend, in Seemannsuniform und weissblondem Steckenhaar noch keine Ähnlichkeit mit Siegfried hatte.

In Farben kam der General besser zur Geltung. Er war meist mit vergoldeten Kehlleisten eingefasst. Der Rahmen entsprach dem dunkelgoldfarbenen Stickereiband am Stehkragen und dem ebenfalls dunkelgoldfarbenen Lorbeerband um den Hut.

Man hat gesagt, es sei gut gewesen, dass er ein Welscher sei, ein Waadtländer. Dadurch hätten sich die Gegensätze zwischen deutscher und welscher Schweiz etwas entschärft, und es wäre kein Riss durch die Schweiz gegangen wie Anno vierzehn. Im Kriegsfall hätten die Welschen sich damals womöglich zu Frankreich geschlagen. Sie bezichtigten uns der Deutschfreundlichkeit.

Der General trug eine Fliege, die in der Mitte kaum merklich gescheitelt war. Hitlers Fliege spross dichter und bildete unter der Nase einen schwarzen Klotz. Fotos aus jüngeren Jahren zeigten den General mit einem zierlich gewirbelten Schnurrbart, dessen Enden gegen die Nase eine Schnecke bildeten. Die graumelierten Haare trug er in der Mitte gescheitelt. Er hatte einen hohen Haaransatz.

Er war zu Beginn des Krieges fünfundsechzig. Er wirkte eher fünfundfünfzig und hatte zu Pferd keinen Bauch wie Wille. Vater hat mehr von Wille gesprochen als vom jetzigen General. Vater hat öfters den Slogan zitiert: 'Was Wille will und Sprecher spricht, dem füge dich und murre nicht.' Über den General hat er keinen Spruch gewusst, niemand wusste einen.

Man hat gesagt, das Volk liebe seinen General und es habe volles Vertrauen zu ihm. Er habe ein erstaunliches Gedächtnis für Gesichter und Namen. Noch nach Jahren könne er einen Wehrmann bei der Wiederbegegnung beim Namen nennen und den Ort der Begegnung. Daher sei er so populär, ein richtiger Volksgeneral. Später hat man gesagt, er nehme zu oft an festlichen Anlässen teil, und man hat ihn gelegentlich den Festligeneral genannt.

Man hat ihn auch Rösseler genannt. Sein Hauptquartier lag zuerst in Spiez, dann in Interlaken. Jeden Morgen machte er auf Nobs seinen Frühritt, jeden Morgen genau um dieselbe Zeit, bestätigten wachthabende Soldaten. Er war ein guter Reiter. Er war auch ein guter Sportsmann und auf die sportliche Ertüchtigung der Jugend bedacht.

Man hat auch gesagt, man habe ihm dort und dort die Hand gedrückt, und es wäre das grösste Erlebnis während des Aktivdienstes gewesen.

Seine Radioreden sprach er in gebrochenem Deutsch. Obwohl es komisch klang, hat man aufmerksam hingehört und hat nicht gelacht.

Man hat auch gesagt, beim Rütli-rapport habe er es ihnen gesagt, nicht nur den Offizieren, auch dem Bundesrat.

Man hat gesagt, unser General hat das Réduit geschaffen. Man hat gesagt, unser General hat gesagt. Man hat gesagt: Unser General.

Bei seiner Vereidigung hat der General jung ausgesehen. Er schien in den Vierzigerjahren. Es mochte an der Retusche gelegen haben oder am Einfall des Lichts.

In der Haltung beinah eines Jünglings hat er vor der versammelten Bundesversammlung gestanden, sich die Eidesformel angehört, und mit erhobenem, leicht nach der Seite geneigtem Kopf mochte er sein 'Je le jure' gesprochen haben. Ich entsinne mich keines Fotos, auf dem er schwor, nur eines Gemäldes, auf dem er, bis zur Unkenntlichkeit gemalt, in klobigen Stiefeln unter schräg einfallendem Lichtkegel stehend, die Hand mit den Schwur-fingern hob.

Er trug noch die Uniform des Korpskommandanten mit schmucklosen Ärmelmanschetten und Achselklappen und erst einem Stern am Kragen. Gegen den silbernen Stern nahmen sich die goldenen Sterne der Hauptleute und Subalternoffiziere eher winzig aus. Am Stoffgurt bammelte eine dicke Kordel. Die Offiziersmütze in der einen, die andere Hand auf den Langsäbel gelegt, nicht gestützt, stand er vor der erhobenen Bundesversammlung. Manche hatten die Hände vorn, manche auf dem Rücken verschränkt. Einige stützten sich mit den Fingerbeeren auf ihr Pult. Sie machten dem Anlass entsprechend ernste Gesichter. Auch der General blickte ernst. Und er hat jung ausgesehn für sein Alter.

Auf späteren Fotos ragte der Hals oft faltig aus dem Kragen. Auf späteren Fotos trug er zwei Silbersterne. Noch später drei. Als höchstes Mitglied der Schweizerarmee erlaubte er sich manchmal einen Waffenrock mit dem bequemen Reverskragen, wie jeder deutsche Soldat ihn trug.

Eidesformel.

‘Ich schwöre der Eidgenossenschaft Treue. Ich schwöre, mit allen meinen Kräften unter Einsatz des Lebens, mit den mir anvertrauten Truppen die Ehre, Unabhängigkeit und Neutralität des Vaterlandes zu schützen und zu verteidigen.

Ich schwöre, mich genau an die Weisungen des Bundesrates und das mit dem Truppenaufgebot zu erreichende Ziel zu halten.’

Der General hatte die Eidesformel nicht zu sprechen. Sie wurde ihm vom Bundeskanzler vorgelesen. Er hatte bloss sein ‘Je le jure!’ zu erklären.

Es hiess, Bundesrat Minger wäre der engste Freund des Generals. Über Bundesrat Minger machte man Witze. Man nannte ihn Minger Rüedu. Minger war stolz auf die Witze. Seine Tochter sammelte sie und schenkte sie ihm zum fünfzigsten Geburtstag.

Minger war einmetersiebenundfünfzig gross. Wäre er um nur zwei Zentimeter kürzer gewesen, hätte es ihm bei der Aushebung nicht gelangt. Er hat es bis zum Oberst gebracht. Er wurde Chef des Militärdepartementes. Man war der Ansicht, es sei gut, dass gerade er diesen Posten bekleide. Die Fotos zeigten ihn oft als Bauer in Gilet und weissem Hemd hinterm Pflug. Minger trug Preussenschnitt. Um den Kopf glatt geschoren, ragte oben nur die Haarbürste auf. Ihr entsprach eine viereckige Flie-

ge, die den Schädel noch kantiger erscheinen liess. Noch im Magistratenrock hatte er das Aussehen eines Bauern.

‘Der erste Bauer mit Sekundarschulbildung, der es bis zum Bundesrat gebracht hat’, sagte Vater.

Auch der General war Bauer.

‘Ein studierter Bauer’, sagte Vater, ‘Agronom.’ Und er erzählte das Münsterchen vom Berner Oberländer, der in der Rekrutenschule auf die Frage nach dem Beruf stets mit ‘Agronom’ geantwortet hat. Was sind Sie? fragten ihn die Vorgesetzten. ‘Agronom’, antwortete der Bergler unbeirrt. Dabei ahmte Vater den Berner Patois nach.

Es hiess auch, Bundesrat Minger wäre einer der ersten gewesen, der die Gefahr eines neuen Krieges rechtzeitig erkannt und entsprechende Massnahmen zur Landesverteidigung getroffen habe. Ihm komme möglicherweise das Verdienst zu, dass die Schweiz nicht in den Zweiten Weltkrieg hineingeschlittert sei.

Minger ging unters Volk und hielt im Land herum Reden. Endlich hätten sich auch die Sozis zur Armee bekannt. War der General ein Volksgeneral, war Minger der Volksbundesrat.

Mitten im Krieg dankte Minger ab, ging heim nach Schöpfen und krepelte die Ärmel hoch.

## 20

Der Onkel hat aus Anlass der Sechshundertfünfzigjahrfeier ‘Schweizerische Eidgenossenschaft’ die Augustrede gehalten. Ich habe die Rede vergessen, bis auf den einen Satz.

Er büschelte nervös einen Stoss Blätter unter der Turnplatzlampe und erklärte, dass er leider vom

Manuskript ablesen müsse. Das Manuskript sei auf Schriftdeutsch verfasst. Er aber lege Wert darauf, in Mundart reden zu dürfen.

‘Bravo’, sagte Belser.

Da er nur wenig Zeit gehabt habe, sie niederzulegen und er zudem dauernd vom Schriftdeutschen übersetzen müsse, könne es möglicherweise zu Komplikationen führen. Er entschuldige sich im voraus dafür.

Er orientierte seinen Standort nach der Lampe, um einen möglichst geringen Lichteinfall zu bekommen. Er reckte das kantige Kinn vor und hielt den Kopf, wie es seine Art war, etwas schief, so dass die Gesichtszüge im Schatten lagen und ich nur das dunkle Profil erkannte. Ich habe die Rede vergessen und nur eine Stelle behalten.

Als er beginnen wollte, ging eine Rakete los. Belser fluchte mit leiser Bärenstimme. Der Onkel hielt inne, bis die Rakete mit einem Klapp im Dunkel versprüht war. Während er sprach, herrschte lautlose Stille. Er hatte keine Schwierigkeiten mit dem Übersetzen des Textes. Ich habe den Text vergessen äusser der einen Stelle, wo es hiess: ‚In Basel ragten schon die T-Eisen aus den Brücken, während drüben ihre Divisionen zum Einfall bereitstanden.‘

Am Ende klatschten die Zuhörer anhaltend Beifall, und Belser, der neben mir stand, rühmte die Rede.

Als der Männerchor sang, stand Belser im zweiten Bass. Der Männerchor sang das Lied ‘Vaterland hoch und schön’. Es tönte achtstimmig.

Die Turner begannen zuerst mit der Freiübung. Sie turnten das Bundesprogramm durch, das Alfred zu Hause exerziert hatte. Er hatte Mühe mit der Reihenfolge. Der Oberturner zählte laut und gedehnt auf acht, da jede Figur acht Zeiten verlangte.



Meine Aufmerksamkeit war auf Alfred gerichtet. Er stand hinten rechts und schielte nach vorn. Am Barren turnte Alfred in der dritten Riege. Aus der Waage gingen die Turner zum Schwingen über. Die Holme zitterten, bis die Turner im Handstand das Gleichgewicht fanden. Für den Handstand, hatte Alfred gesagt, kann ich nicht garantieren. Doch war es ein anderer, dem er misslang.

Der Gemischte Chor sang die drei Strophen 'Ihr Berge der Heimat mit ewigem Schnee', wobei die Frauenstimmen beim Refrain 'O Land meiner Väter, wie lieblich bist du-u' jedesmal kunstvoll über die Männerstimmen triumphierten.

Im Dunkeln bauten sich die Turner auf dem Barren zur Pyramide auf. Die weissbekleideten Körper bewegten sich geisterhaft. Der Oberturner brannte das bengalische Feuer ab, das die Pyramide erst in grünes, dann in rotes Licht tauchte. Der oberste stand balancierend auf den Schultern des Untermanns und hielt das Emblem mit dem Schweizerkreuz in Händen. Noch geblendet vom Licht, sah man hinterher nicht, wie die Turner sich abbauten.

Wir sangen gemeinsam den Schweizerpsalm. Nach der ersten Strophe wusste ich nicht mehr, wie es weiterging. Ich hörte auf die Erwachsenen und sang, immer um einen Sekundenbruchteil zurück, auch die zweite, dritte und letzte Strophe vorsichtig mit, während ich beim Refrain jedesmal die Sicherheit zurückgewann. Doch galt es auch hier, Unterschiede zu beachten: Einmal hiess es: 'Eure fromme Seele', dann 'Denn die fromme Seele', dann 'Und die fromme Seele' und in der vierten Strophe 'Ja, die fromme Seele ahnt Gott im hehren Va  
----- terland'.

Die Leute waren sicher in den Strophen und sangen mit grossem Ernst.

# 21

Der Onkel war Kämpfer geworden, ohne die Uniform der Schweizerarmee zu tragen.

Er hielt Abteilungsunterricht, wenn der Kollege der Oberstufe im Dienst war. Während Wochen unterrichtete er an die neunzig Schüler in acht Klassen. Er hatte sich in den Stoffplan der oberen Klassen einzuarbeiten. Da ich bereits in die Bezirksschule ging, erlebte ich es nicht mehr.

Als die Kartoffeln die ersten Blätter trieben, fragte er nach einer Hacke. Als die Kartoffeln hochstanden und gehäufelt werden sollten, fanden wir keine Zeit, wir waren im Heuet. Wenn wir abends vom Berg kamen, stand der Onkel mit nacktem Oberkörper gebückt in den Stauden.

Er melkte morgens Emil die Kühe, obwohl er sich jüngst noch im Strassengraben geprügelt hatte mit ihm, einer alten Geschichte wegen. Er schob Emil, der ihn an den Haaren zu fassen bekommen hatte, die Schuld zu für seine frühe Glatze. Als Emil einrückte, begab er sich zu Emils Frau, wies nach dem Stall und bot sich als Melker an.

Er sprang auch Nussbaums beim Melken bei, morgens dem einen, abends dem anderen, und bekam wieder Melkerknoten.

‘Er nützt dem Land auf diese Art mehr’, sagte Mutter, ‘wir wären ohne seine Hilfe noch böser dran.’

Und er hat die Erstagustrede gehalten, von der Belsler sagte, das sei einmal eine Rede gewesen.

Und er sprach mehr vom Militär als die, die beim Militär waren. Er erzählte Dienstlerlebnisse aus dritter und vierter Hand.

‘Jetzt bereut er natürlich, dass er sich dienst-

frei gemacht hat', frohlockte Vater. 'Nach drei Tagen Rekrutenschule stand er wieder vor der Tür. Grund: Plattfüsse. Anno dreissig war das ein Grund gewesen, sich dienstfrei zu machen. Anno fünfzehn hätte man gelacht. Wir trugen Lasten bis dreissig Kilo. Man stelle sich vor, mit dem Räf auf dem Buckel oft zwölf Stunden Marsch: Gotthard, Furka, Oberalp, Grimsel. Nach meinen Plattfüssen hat damals keiner gefragt. – Es war natürlich nicht der Plattfüsse wegen: er konnte sich nicht unterordnen, hat sich nicht befehlen lassen wollen. Das war's.'

Der Onkel hatte ein Buch gekauft. Er brachte es Vater mit der Bemerkung: 'Hochinteressant, das musst du lesen!' Ich erinnere mich an den Titel 'Hermann Rauschning: Gespräche mit Hitler'. Sie fanden Anno dreiunddreissig statt.

Vater brauchte das Buch nicht zu lesen. Der Onkel kam dauernd darauf zurück. Er erklärte, es wäre ein grosses Verdienst, dieses Buch im Jahre vierzig herausgebracht zu haben. Es gäbe noch Schweizer Verleger mit Mut.

Er sagte, Hitler wolle auch Schweden und die Schweiz besetzen lassen. 'Ich habe den Kerl von Anfang an richtig durchschaut.' Hitler habe nichts Geringeres im Sinn, als ein Weltreich zu errichten. Die Deutschen wären dann das auserwählte Volk.

Der Onkel glaubte, im Falle der Besetzung würde dem Verleger der Prozess gemacht, das heisst, die Nazis würden ihn sofort erschiessen.

Der Onkel sagte, Hitler verlache die Moral der Kirche. In den Reden an sein Volk rief er allerdings dauernd Gott zum Zeugen an. 'Gott mit uns', liess er auf die Gürtelschlösser der Soldaten eingravieren.

Hitler sei Katholik. Die Vorsehung, erkläre

Hitler, habe das so eingerichtet. Nur als Katholik erkenne man die schwachen Punkte seiner Kirche. Mit den Protestanten sei überhaupt nichts los, laue Liberale. Die Katholische Kirche hingegen sei eine Institution, die sich zweitausend Jahre gehalten habe. Von ihr müsse man lernen. Von seinen Feinden müsse man lernen.

Hitler soll Vegetarier sein und auf Fleischgenuss verzichten. Hingegen vertilge er Unmengen Schokolade und Süßigkeiten wie alle Geistesarbeiter. Schon im Ersten Weltkrieg habe er den Sold in Konfitüre umgesetzt.

Er sehe es nicht gern, wenn man in seiner Gegenwart rauche oder Alkohol trinke. Obgleich er zu den Mahlzeiten Bier auftragen lasse, verzichteten vor allem junge Offiziere darauf und zögen Wasser vor, um ihm zu imponieren.

Er halte stundenlange Tischreden und zwingt seine Gäste zum Schweigen.

Er bekomme Wutanfälle. Alles hätte Angst vor ihm. Selbst Generäle würden ihm nach dem Munde reden.

Er schlafe schlecht und habe Schweissausbrüche.

In bezug auf Kleidung trage er sich einfach. An seiner Jacke hänge nur das EK I. Er soll ein mutiger Soldat gewesen sein. Der Krieg entliess ihn 1918 als Gefreiten.

Obwohl er nichts mit Frauen habe, jubelten ihm diese zu.

Seine Einfachheit in äusserlichen Dingen mache Eindruck auf das Volk.

Er soll in seiner Amtswohnung kitschige Schinken hängen haben. In seiner Jugend habe er sich ebenfalls in dieser Kunst versucht.

Er soll wie durch ein Wunder schon mehreren Attentaten entgangen sein.

Nach seinen Worten werde es kein einziges neutrales Land mehr geben.

Nach seinen Worten habe er von Anfang an den Krieg gewollt.

Der Onkel ist schliesslich Soldat geworden.

Er wurde dreiundvierzig zum Hilfsdienst eingezogen mit Einrückungsort Alpnachstad. In der Stellung eines Hilfsfouriers tippte er im Zweifingersystem Mannschafts- und Quartierlisten, errechnete Soldtage und zählte den Wehrmännern den Sold in die gelben Tüten ab. Er überprüfte den Vorrat an 'Bundesziegeln' und Fleischkonserven. Man zog ihn als Menüberater bei.

Als Hilfsdienstler stand ihm kein Ausgangstenu zu. Den Zug in den Urlaub bestieg er in Arbeitskleidem. Schon über dreissig, hatte er noch immer das Aussehen eines Rekruten, die Mütze verdeckte die Glatze. Die engen Hosenröhren kamen den dünnen Beinen entgegen. Im Kittel drohte er verlorenzugehen, hätte das enggeschnallte Ceinturon nicht für Tuchfühlung wenigstens an der Taille gesorgt. Die blaue Binde am linken Oberarm zeichnete ihn vor aller Welt als HD.

Bald wusste er mehr über die Schweizerarmee als andere Aktivsoldaten. Seine Themen beschränkten sich nurmehr auf den Dienst. Er überblickte die vier Armeekorps, sprach von insgesamt siebenundzwanzig Divisionen, darunter zwölf Auszugsdivisionen, und kannte sich in den Nummern sämtlicher Grenzbrigaden der Nordschweiz aus. Kurz, er schien die ganze 'Ordre de Bataille' im Kopf zu haben. 'Ein streng zu hütendes Geheimnis', meinte er, 'wenn auch ein offenes.'

# 22

Früher säte Vater von Hand. Ich folgte ihm seitlich mit einigem Abstand, ein Bündel Stroh unterm Arm. Von Zeit zu Zeit steckte ich einen Strohwisch, um die Bahn zu markieren, damit die Saat sich nicht überlappte.

Vater hängte sich einen Sack mit Saatgut um. Er hatte zuvor einen Zipfel des Sackendes mit einem der Öffnung zusammengebunden und sich den Sack um den Hals gelegt. Mit der Linken hielt er den Rand der Öffnung mit dem Sacktuch zusammen, wodurch sich die Öffnung vergrösserte. Er griff mit der Rechten hinein, nahm eine Handvoll Körner, holte aus und streute mit Schwung und kleinerem Nachschwung die Körner aus. Um eine möglichst gleichmässige Streuung zu erzielen, hatte der Schritt im Tempo mit der Armbewegung übereinzustimmen.

Früher pflanzten wir gerade soviel, wie für den Eigenbedarf nötig war. Nun waren Juch und Grienaacker im Flurkataster als Produktionsland gebucht. Nun mussten auch wir vermehrt auf Getreidebau umstellen. Bei der Feldaufnahme wurde der ganze Gemeindebann in Flurabschnitte geteilt, wonach die Experten den Boden auf seine Verwendbarkeit prüften.

Früher mähte Vater das Getreide von Hand, und wir nahmen es auf, Mutter und ich. Wir legten es auf grosse Haufen, die Vater mit grünen Schnüren zusammenband. Ich fungierte als Schnurleger. Vater legte den Bund darauf, fasste die Enden der Schnur, kniete aufs Stroh, zog an, wickelte das Ende der Schnur um den hölzernen Knopf und klemmte es unter die Schnur. Die Mühsal des Aufnehmens wurde durch Bremsenstiche und Disteln erschwert. Um Arme und Beine zu schützen, trugen die Mäd-

chen auf den umliegenden Äckern beim Aufnehmen Überkittel und Männerhosen.

Nun hatten wir einen Aufnehmer am Motormäher angebracht. Seitlich neben dem Balken gehend, raffte ich mit der Gabel die Halme zu Bündeln, die man nun nicht mehr mit Schnüren, sondern mit den Halmen selber band.

Der Bruder zog jeweils sechs schöne Halme aus einem Häufchen und legte sie quer vor den Ährenstoss. Beim Binden drehte man die Halme einmal um das Ährenbüschel und klemmte sie fachgerecht unter. Das hatte beim Dreschen den Vorteil, dass die Bündel nicht erst noch gelöst werden mussten. Kleinere Bündel trockneten zudem rascher.

Einige Bauern taten sich zum Ankauf eines Bindemähers zusammen, so dass die Garben nur noch aufgepuppt werden mussten. Bei schönem Wetter bewältigte man an einem einzigen Tag ein ansehnliches Feld. 'Eine gewaltige Erleichterung', rühmten Beuggers.

Am Tag der Ablieferung an den Bund fuhren die Bauern die Fracht auf Brückenwagen nach Tecknau, um sie prüfen und wägen zu lassen. Die meisten lieferten mehr als das vorgeschriebene Kontingent. Der Bund zahlte gut, zwischen fünfzig und sechzig Franken pro Sack. Man wog nach Hektolitergewicht. Es lag um achtzig Kilo herum. Je besser das Getreide, desto höher das Gewicht. Die Güte hing vom Sommer und von der Sorte ab. Die einen schworen auf Planta, die andern auf Huron oder Montcalm. Bei hohem Hektolitergewicht gab es Zuschlag, umgekehrt Abzug. Die Säcke des Bundes waren seitlich durch drei rote Streifen geeicht, einem breiten mittleren und je einem schmalen. Auf jedem Sack war das Schweizerkreuz aufgedruckt, darunter das Datum, es lag ein paar Jahre zurück.

Die Jahre vierzig bis dreiundvierzig waren

ausnehmend gut. ‘Wenn die Menschen den Verstand verlieren, sind die Jahrgänge wenigstens gut’, sagte Mutter, ‘das war schon vierzehnteils so.’

Während wir früher von Hand säten, benutzen wir jetzt die Maschine. Die Sämaschine, hiess es, erspare pro Hektar bis dreissig Kilo Körner, was auf die gesamte Anbaufläche der Schweiz soundsoviel mache, was wiederum soundsoviel Brotlaibe ergebe, was die Landesversorgung um soundsoviel Prozent steigern. Die Zahl der Selbstversorger, hiess es, habe sich seit vierzig verdoppelt. Die Getreideversorgung sei bis zum voraussichtlichen Ende des Krieges so gut wie sichergestellt, umso mehr, als man das Brot durch Zusatz von Kartoffelmehl strecken könne. Mit Kartoffeln schmecke das Brot überdies besser. Dank der erfreulichen Mithilfe bei der Anbauschlacht könne von einer Rationierung der Kartoffeln abgesehen werden.

Wo sonst Blumenrabatten und gepflegter Rasen anzutreffen waren, blühte jetzt Kartoffelkraut.

Und das alles haben wir Wahlen zu verdanken, sagte man allgemein. Er hat sich schon vor dem Krieg einen Plan ausgedacht. Dank Wahlen waren wir diesmal vorbereitet.

## 23

Hess sah eigentlich aus wie ein Sportler, der nicht viel redet, weil er Leistungen vorzuweisen hat. Sein geschlossenes Gesicht drückt Überlegenheit und Ruhe aus. Die dichten Brauen wachsen über der Nasenwurzel zusammen, was Jähzorn vermuten lässt. Mit den schwarzgewellten Haaren und dem gleichmässig geschnittenen Gesicht verbindet



ihn Ähnlichkeit mit Orazio. Auf Grund seiner Hautfarbe soll er in Freundeskreisen 'Ägypter' genannt worden sein. Er wurde in Alexandria geboren.

Dreimal verwundet, trat er gegen Ende des Ersten Weltkrieges in die Luftwaffe ein. Er galt auch nachher als Anhänger dieses Sports. Er war Bergsteiger. Wie Hitler ass er fleischlos, rauchte nicht und trank nur leichtes Bier. Er soll sich ebenfalls als Maler betätigt haben.

In der Politik galt er als unbestechlich.

Hitler bestimmte ihn zu seinem Nachfolger.

Er wurde vermisst.

Die Deutschen liessen verlauten, Parteigenosse Rudolf Hess, dem es auf Grund einer seit Jahren fortschreitenden Krankheit vom Führer strengstens verboten war, sich noch weiterhin fliegerisch zu betätigen, habe entgegen diesem Befehl vermocht, sich in den Besitz eines Flugzeuges zu bringen. Er startete am zehnten Mai in Augsburg zu einem Flug, von dem er nicht zurückgekehrt sei. Er müsse als vermisst betrachtet werden. Ein zurückgelassener Brief lasse auf Spuren geistiger Umnachtung schliessen.

Reuter gab bekannt: Rudolf Hess, der Reichskanzlerstellvertreter, ist in Schottland gelandet. Zunächst hat man an Schottlands Küste eine Messerschmitt 110 gesichtet, die Richtung Glasgow weiterflog. Auf Grund der Tatsache, dass eine Messerschmitt 110 kein Benzin für die Rückkehr nach Deutschland mit sich führen könne, hat man der Meldung anfänglich keinen Glauben geschenkt. Das Flugzeug stürzte in der Nähe von Glasgow ab. Kurz danach wurde ein deutscher Offizier, der im Fallschirm angesprungen war, in der Nachbarschaft aufgefunden. Er hatte sich am Fuss verletzt und wurde in ein Krankenhaus gebracht. Mit Fotos, die er bei sich trug, wies er sich als Rudolf Hess aus. Später

wurde amtlich mitgeteilt, es unterliege keinem Zweifel mehr, dass es sich um Reichsminister Rudolf Hess handle.

Von deutscher Seite hiess es, wenn die Berichte den Tatsachen entsprächen, habe Parteigenosse Hess auf jeden Fall eine bewundernswerte fliegerische Leistung vollbracht, indem er seinen Einsitzer von Augsburg über tausend Kilometer bis Schottland geflogen habe.

Das Tagebuch endet mit dem Bild von Rudolf Hess, da ich im Frühjahr einundvierzig in die Lehranstalt eingetreten bin.

## 24

In der Lehranstalt sagte der Arzt, es rühre von meinen Magennerven her, er verschreibe mir vor-derhand einmal dies Mittel.

Die Schmerzen nahmen eher zu, und ich fehlte manchmal eine Stunde. Wer dem Unterricht mehr als drei Stunden unentschuldigt fernblieb, flog. Den Lehrern fiel meine Blässe auf, und sie dispensierten mich von einzelnen Fächern, bis es mir wieder besser gehe. Es ging mir nicht. Schliesslich empfahlen sie mir, den Arzt im Spital aufzusuchen.

Der Arzt sagte, es habe womöglich mit der fettarmen Kost zu tun, die mir als Bauernsohn nicht bekomme, und verschrieb mir ein Mittel. Als die Schmerzen unerträglich wurden und ich dem Unterricht kaum mehr zu folgen vermochte, wurde ich hospitalisiert. Man hat mich während vier Wochen beobachtet, ohne dass es mir besser ging. Ich vertrug nur noch Haferschleim. Nachts schlief ich in der Hocke. Das Mädchen, das einen dreiwöchigen Krankenpflegerinnenkurs absolvierte, leuchtete mich an mit der Stablampe. Es vermutete Jugendkrebs.

Schliesslich liess man einen Spezialisten aus Zürich kommen. Er erklärte, es könne mit der vorangegangenen Gelbsucht im Zusammenhang stehen, so dass ich die schwerverdaulichen Schalentteile des Vollkornbrot es nicht vertrage. Er schlage Weissbrot vor.

Ich wurde in die Ferien entlassen. Zu Hause liess man einen Sack Weissmehl mahlen. 'Und jede Stunde einen Schluck Wermuttee', sagte Mutter. Weissbrot vertrug ich, Weissbrot war ich von jung auf gewohnt.

In der Lehranstalt war kein Weissbrot zu haben. Also schickte Mutter wöchentlich zweimal einen Laib Brot. Worauf sich das Befinden Besserte.

Im Paket lagen die Wähen auf Stäbchen übereinandergeschichtet, Apfelwähen, Nusswähen, Kirschenwähen, je nach Jahreszeit. Im Paket lagen Bauernbrot und Speck und ein rasch hingeworfener Brief von Mutters Hand: 'Keine Zeit. Das Paket muss noch aufs Postauto, damit es morgen Abend bei Dir ankommt. Beuggers Ida ist gestorben. Es ist ihm gut gegangen. Die Beerdigung findet am Sonntag statt. Falls sich die Lage nicht verschlimmert, wird Vater für längere Zeit entlassen. Sonst nichts Neues. Hoffentlich bist Du gesund. Herzlich grüsst Dich Mutter.'

Ich löste die Schnur nicht, sondern schnitt sie kurzerhand durch. Wir machten uns gleich über die Wähen her, deren Boden durchnässt und mürbe geworden war. Wähen, wie ich sie liebte. Dazu brauten wir Kaffee mit dem Tauchsieder. Wir machten uns stets gegen Abend Kaffee, den wir mit gezuckerter Kondensmilch oder Sacharin süssten. Die Raucher behaupteten, Nikotin erfülle den Zweck noch besser. Wer rauche, habe weniger Lust auf SüsSES, rauchen betäube vorübergehend das Hungergefühl.

Manchmal lagen auch Schokoladecoupons bei, die ich in der Bäckerei Bühl gegen Süssigkeiten tauschte. Mutter empfand von jung auf einen Abergewissen gegen Schokolade. Der Genuss von Schokolade käme für sie dem Einnehmen von Rizinusöl gleich.

Nachdem ich das Paket erhalten hatte, brauchte ich das Brot zwei Tage nicht zu strecken und konnte mich beim Frühstück sattessen. Das Paket traf regelmässig ein. Verzögerte sich seine Ankunft, wusste ich, man war daheim im Heuet.

Wir fasteten für zwei Tage Brot. Die Normalration betrug zweihundert Gramm pro Tag. Als Mittelschüler hatten wir Anrecht auf Schwerarbeiterration: zweihundertfünfundzwanzig Gramm. Es wurden Laibe zu neunhundert Gramm hergestellt, halbiert und jeden zweiten Morgen an den Tischen verteilt. Obwohl das Brot vorschriftsgemäss von vorgestern war, hätte man am liebsten die ganze Ration gleich nach Erhalt gegessen.

Schliesslich hatte ich mich ans Ruchbrot gewöhnt, und die Verdauungsstörungen blieben aus. Nach dem Urteil der Ärzte war Ruchbrot gesünder als der Genuss von weissem. Namentlich die äusseren Schalenteile enthielten lebensnotwendige Stoffe. Dank dem Ruchbrot sei die Zahnkaries erheblich zurückgegangen. Anfänglich habe es in einzelnen Fällen zu Verdauungsstörungen geführt. Im ganzen aber habe sich das Schweizervolk überraschend gut auf Ruchbrot umgestellt. Mutter erklärte, sie leide nicht mehr an Verstopfung, ja, sie nehme sogar zu.

Die Russen behaupteten, bei ihnen empfangen der Soldat ein Kilo Brot pro Tag und drei warme Mahlzeiten. Dazu ein Glas Wodka, bei hoher Kälte sogar zwei. Es sei nicht gelogen.

Der deutsche Soldat hatte Anrecht auf sechshundert Gramm. Der deutsche Soldat, hiess es, habe eine ungleich bessere Ernährung als wir.

Man sagte, die Deutschen haben Tabletten erfunden, womit sich der Mann an Der Front, von der Verpflegung abgeschnitten, während Tagen ernähren kann. Die Tabletten sind mit Vitaminen angereichert, um die Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Es ist Tatsache, dass sie Kartoffeln und Sauerkraut in Würfelform mit sich tragen. Eier und Milch werden in Pulverform an die Kampffront geführt. Zum Aufpeitschen gibt es Schokolade und Kolawürstchen mit Lecithin, deren Zubereitung sie den Indianern abgeschaut haben. Lecithintabletten nahmen bei uns die Prüflinge ein, um besser durch die Matur zu kommen. Die Deutschen schenken als Marschgetränk eine salzartige Brühe aus, um die Mineralien, die der Körper mit dem Schweiss verliert, wieder zu ersetzen. Selbst das Zahnpulver fehlt nicht. Man zerreibt es auf den Zähnen, um Zahnkrankheiten zu verhindern.

Man sagte, sie tun alles, um gesund zu sterben. Man sagte noch dieses und jenes, doch ich entsinne mich nicht mehr genau.

Wenn die Glocke läutete, strebten wir dem Esssaal zu. Die Brotration trugen wir in Brotbeuteln.

Klassenweise setzten wir uns an die Tische. Nach dem Tischgebet eilten zwei pro Tisch ins Office, um die Schüsseln in Empfang zu nehmen. Sie stellten die Schüsseln vor ihren Plätzen nieder, so dass die Kameraden in der Nähe und sie selber bevorzugt waren. Der mit den kranken Nieren war auf Diät gesetzt und holte sich das Essen selber.

In der Lehranstalt lernte ich das Maisgericht

kennen. Aus Vaters Schilderungen wusste ich, wie man Polenta zubereitet: der Mais, der grobkörniger ist, wird mit Wasser angerührt, nicht mit Milch. In einem Kupferkessel wird er fortgesetzt mit einer Holzkelte über kleinem, offenem Feuer umgerührt. Da man unser Küchenpersonal überfordert hätte, gab es nie Polenta, sondern stets nur Maisbrei mit geröstetem Paniermehl, abgeschmeckt mit Sonnenblumenöl, nicht mit Butter. Wer zuerst schöpfte, schälte sich die Rinde ab.

Am Sonntagmorgen schenkte man gelegentlich Kakao aus. Am Sonntagabend gab es Milchkaffee und Glarner Birnenbrot mit Butter.

In der Lehranstalt ass ich Griess, der nach Petrol roch. Dem Anschein nach hat der Griess vor dem Einkauf in der Nähe von Petrol gestanden, das offenbar verschüttet worden war. Da der Griess vier Jahre nach Petrol gerochen hat, schloss ich, dass man sich der schwierigen Versorgungslage wegen gleich zu Beginn des Krieges mit einem grösseren Vorrat eingedeckt hatte. Meist gab es Griessbrei mit Kompott, nie meine Leibspeise: Griessplätzli, gebacken in gerührtem Ei.

Wenn die Essenholder die Speise auf den Tisch stellten, richteten sich unsere Blicke auf die Schüsseln, um zu kontrollieren, wieviel sich jeder auf den Teller nahm. Manchmal gab es ein Hallo am andern Tischende, wenn die beiden ersten Schüsseln nicht für alle reichten. Da jeden Tag zwei andere das Essen holten, glichen sich die Ungerechtigkeiten wieder aus.

Wir legten Wert darauf, dass die Schüsseln sofort leereschöpft wurden, damit die Essenholder unverzüglich nachfüllen lassen konnten. Auch nach dem zweiten Fassen gab es manchmal solche, die zu kurz gekommen waren und sich beklagten.

Manchmal hiess es: 'Es gibt nur einmal, rich-

tet euch danach!’ Dann waren wir besonders um Gerechtigkeit bemüht.

Kam es vor, dass alle satt waren und etwas in der Schüssel bleiben wollte, gab es immer einen, der über seinen Hunger ass und sich den Rest auf seinen Teller lud. Manchmal wurde nicht alles aufgegessen. Manchmal blieb Griessbrei übrig, der nach Petrol roch.

## 25

Wir wollten uns deutsche Soldaten besehen. Man hat uns gewarnt, es sei mit Gefahren verbunden. Es wären schon einige drüben gelandet, und man habe sie fast nicht mehr freibekommen.

Wir haben uns nicht beirren lassen.

Am Samstagmittag brachen wir auf, um abends in einer Hütte zu übernachten. Einige hatten Schlafsäcke mit. Die andern vertröstete man auf Heu. Heu wäre immer vorhanden, zumal im September. Was sich uns anbot, war ein leerer Stall. Einer legte sich in die Futterkrippe, die andern darunter. Es war ein zugiger Stall in der Art einer Blockhütte mit sich kreuzenden Balkenenden. Da ich keinen Schlafsack hatte, legte ich mich auf den Boden und schlug mir die Woldecke um. Die Kühle ging bald in Kälte über. Ich fror. Ich hörte die andern in den Schlafsäcken schnarchen.

Anderntags haben wir uns früh auf den Weg gemacht. Ein Saumpfad führte über eine Lücke ins Vorarlbergische. Auf halbem Anstieg befiel mich Schwäche. Ich musste mich setzen. Die senkrechte Drusenfluh hob sich in kammartigen Zacken vom Himmel ab.

Da ich mir die Begegnung nicht entgehen lassen wollte, begann ich den Aufstieg fortzusetzen.

Mit etwas Verspätung kam ich beim 'Schweizerthor' an.

Vor mir stand ein Posten in der Uniform des deutschen Soldaten. Er war mittelgross, schlank, und blickte aus grauen Augen. Er rief mir Foni, den Knecht, in Erinnerung. In seiner lodengrünen Uniform nahm er sich aus wie ein Jäger.

Er kannte das Prättigau. Auf unsere Fragen gab er freimütig Auskunft und gefiel sich keineswegs in der Rolle des möglichen Feindes.

'Das zieht hier vielleicht recht schön', meinte er, sich die Füsse vertretend.

Er stammte aus Hamburg. Er kannte die Schweiz von früher: 'Walensee, Weesen, Amden, Speer, kenn ich wie die eigene Tasche.'

Er kam auf den Rundblick zu sprechen.

Wir kamen aufs Frühstück zu sprechen.

'Naja', lachte er, 'vor dem Frühstück nun ja wohl kaum.' Dann hielt er einen Augenblick inne, als überschlage er kurz das Potential der Schweizerarmee: 'Aber ich denke, in einer Woche wäre die Schweiz doch besetzt.'

Wir wiesen aufs Réduit hin.

'Réduit', lachte der Posten, 'wenn Unterland und Städte in unsern Händen sind. Aber Freunde, wer denkt denn daran, die Schweiz anzugreifen! Wir haben zur Zeit ohnehin in Russland zu tun.'

Die deutsche Uniform sah entschieden schmutziger aus als die unsere. Der deutsche Soldat trug eine Mütze mit Schirm. Mützen mit Schirm waren hierzuland lediglich Offizieren vorbehalten.

Ob er mit einer Versetzung rechne.

'Weiss man nie. Nach Russland zum Beispiel. Man reist im Krieg ja recht schön in der Gegend herum. Frankreich, Dänemark, Norwegen, den Sturm auf Narvik erlebt. Das war vielleicht eine Sache.'



Verwundet war er noch nie.

‘Das Essen? Prima und reichlich. Sechshundert Gramm Brot pro Tag, Abwechslung in der Kost. Und Fleisch, viel Fleisch. Und dann die Zusatzrationen. Wir an der Front essen besser als die zu Haus.’

Aus der rückwärtigen Hütte trat uns der Wachtkommandant entgegen. Wir grüssten, und der Wachtkommandant grüsste gemessen zurück, die Hand an den Mützenschirm führend. Er fasste uns kühl ins Auge, während er schwieg. Durch seine schweigsame Anwesenheit schien er den redseligen Posten zu tadeln. Worauf auch der Posten schwieg. Worauf wir den Abstieg begannen.

## 26

Siebental war Absolvent der 7.G, Selbstregent, der das Privileg genoss, auf Schüler der unteren Klassen ein Auge werfen zu dürfen. Als Selbstregent sass er in der hierarchischen Tischordnung des Esssaals dem Ausgang am nächsten. Als Selbstregent war er befugt, Vergehen jüngerer Zöglinge zu ahnden, Gartenarbeit auszusprechen, Lichtkontrolle auszuüben und bei Zöglingen unter fünfzehn Raubbussen einzuziehen.

Siebental gehörte einer angesehenen Verbindung an, nahm am Samstagnachmittag am Verbindungshock teil, stellte sich mit Band und Mütze vor dem Abendbrot im Anstaltshof zum Kreis auf, sang Lieder aus dem Kantusprügel, in welchem ‘Deutschland, Deutschland über alles’ gestrichen war. Sang ‘Es kann ja nicht immer so bleiben’, sang ‘Als die Römer frech geworden’, ‘Freude schöner Götterfunken’, ‘Es zogen drei Burschen wohl über

den Rhein', fasste zum Schlussgesang die Kameraden bei der Hand und stimmte das obligate 'Gaudemus igitur' an.

Siebental war sprachbegabt, der beste Grieche seiner Klasse. Er verfasste Verse in Rilkescher Manier und spielte im Orchester erste Geige. Bei Konzerten gab man ihm die Soli. Obschon er Zürcher Dialekt sprach, erhielt er Sommer zweiundvierzig den Gestellungsbefehl, wie sich das Schreiben nannte.

Siebental nahm Abschied. Er sass im Knick der Fensterbank der Wandelhalle, die Arme auf der Lehne ausgestreckt. Das Reden tat sich leicht für ihn. Er war zu Spässen aufgelegt und sonnte sich in unserer Bewunderung.

Eigentlich nannte er sich 'von'. Abkömmling des Adels, wäre er zu früheren Zeiten wohl ein deutscher Prinz gewesen. Die Offizierslaufbahn, sagte man, ist zur Zeit die einzig angemessene Beschäftigung für Leute adligen Geblüts. Oder man ist Leiter eines Industriekonzerns. Siebental war sich noch nicht schlüssig, ob er Offizier werden wollte.

Eines unserer Mädchen sagte: 'Ich begreife ihn, ja billige seine Handlungsweise. Ich hätte ebenso gehandelt. Schliesslich kämpft er für sein Vaterland. Andernfalls wäre er jetzt Staatenloser.'

Siebental war fort.

Siebental fiel.

Der Direktor gab uns nach dem Essen seinen Tod bekannt.

Er bestieg das Pult, griff nach der Glocke und wartete, bis sich der Esslärm legte, zog die Brauen hoch, blickte mit jenem Ernst, wie er vor Sonntagabendandachten üblich war, und begann mit derselben Umständlichkeit: 'Ich habe euch eine traurige Mitteilung zu machen.' Worauf er eine Pause folgen liess und schliesslich sagte: 'Siebental, der noch vor

einem halben Jahr unter uns weilte (hier blickte er nach der 7.G), ist in Russland irgendwo gefallen.' Worauf er wieder eine Pause folgen liess. Worauf er einen Abriss gab von Siebental als Schüler, welcher ohne Übertreibung zu besonderen Hoffnungen Anlass gegeben habe, jedoch das Pech hatte, einem Vaterland anzugehören, das er sich nicht hatte wählen können.

Im nachfolgenden Gebet schloss er ihn mit ein.

## 27

Ich habe die Lehranstalt nachts verlassen. Ich habe die Rhätische genommen und bin in Landquart umgestiegen. Ich bin bis Buchs gefahren und wieder umgestiegen. Von hier habe ich den Zug nach Salzburg genommen. Dort habe ich eine Fahrkarte nach Berchtesgaden gelöst. Ich habe den Weg unter die Füsse genommen. Ich habe das Berghaus erreicht. Dann habe ich es getan. Ich habe es eine Zeitlang jede Nacht getan, jede Nacht vor dem Einschlafen.

Ich habe mich zum Berghaus begeben. Ich hatte das Berghaus aus der 'Berliner Illustrierten' in Erinnerung, ein Haus mit einer riesigen Verbundglas-scheibe mit Ausblick auf die Bayerischen Alpen. Ich bin an der Wache vorbeigeschlichen. Da ich in Turnschuhen war, hat man mich nicht gehört. Ich habe mich aufgestellt vor der Tür und habe gewartet. Dann bin ich, als die Tür zum Hauptquartier offenstand, eingetreten. Dann habe ich es getan. Meist aber bin ich schon vorher eingeschlafen.

Ich habe mich Hitlers Revolver bemächtigt. Ich hielt den Revolver schussbereit auf Hitler gerichtet. Gleichzeitig nahm ich die Tarnkappe ab. Ich

forderte Hitler auf, sofort Frieden zu schliessen. Hitler weigerte sich. Dann habe ich abgedrückt. Ich habe die Waffe, um sicherzugehen, auf die Stirn, nicht aufs Herz gerichtet. Dann habe ich rasch die Tarnkappe übergezogen und mich seitlich zur Tür an die Wand gestellt, um mit hereinstürmenden Wachen nicht in Berührung zu kommen. Dann bin ich unbemerkt hinausgelangt. Meist aber bin ich schon vorher eingeschlafen.

Nacht für Nacht habe ich mich, geschützt durch die Tarnkappe, in Hitlers Berghaus begeben. Die Tarnkappe stellte ich mir in der Art jenes Haar-netzes vor, wie Orazio es seinerzeit trug. Am Morgen war der Druck der Netzschnur jeweils als rosa Furche in die Stirne gegraben.

## 28

Wir konnten es vom Fenster aus beobachten, da unsere Bude im zweiten Stock lag und nach Norden schaute.

Zuerst pafften ein paar Wolkenbällchen in den Himmel, ähnlich jenen auf der Mapprachweide, wenn die Schrapnelle eingeschlagen hatten. Am wolkenlosen Himmel zogen ein paar dünne Föhn-schlieren.

Auch einige vom Obstbau waren an den Fenstern. Beide Trakte standen erhöht, so dass wir freien Blick nach Norden hatten.

Wir vermuteten eine Schiessübung der Flak in der Gegend von Sargans, da bei Sargans eine Festung war. Ballone oder Flugzeuge waren keine zu erkennen. Dann gab es keine Wölkchen mehr, und das Ballern setzte aus.

Kurz darauf zeichnete sich wieder eine grössere Anzahl grauer Wölkchen in den Himmel, die

jetzt etwas höher lagen. Diesmal waren nun auch Flugzeuge zu erkennen, Bomber fremder Herkunft. Die Explosionen folgten in kurzen Abständen.

Plötzlich gab es eine Stichflamme, und etwas barst auseinander. Flugzeugteile flogen zündholzähnlich durch die Luft. Dann zog sich eine lange Feuerzunge in die Tiefe. Langsam trudelten die andern Teile nach.

Dann fiel uns auf, dass noch kleinere Maschinen, Stukas, um die Bomber jagten. Es sah sich wie das Schauspiel an, wenn Krähen einen Weih verfolgen. Man hörte rufen: 'Wenn sie doch eine dieser Stukas treffen würden!'

Alles war sehr rasch gegangen, und wir vergewärtigten uns das Ereignis erst hinterher.

Wir haben es aus dem 'St. Galler Tagblatt' erfahren.

Es war über Ragaz passiert, nicht über Sargans. Und es sind amerikanische Bomber gewesen, fliegende Festungen, welche die Aufgabe hatten, süddeutsche Städte zu bombardieren.

Es war über Bad Ragaz passiert. Die Sirenen hatten plötzlich geheult, und die Leute waren stehen geblieben und hatten zum Himmel geblickt. Nicht lange. Sie verzogen sich rasch in die Häuser, der Geschossteilchen wegen. Es hatte wie Hagel gewirkt. Auf ein Scheunendach fiel ein mit Benzintanks versehener Flügel. Die Scheune geriet nicht in Brand.

Es waren zwei Bomberverbände gewesen. Den ersten hatten sie nicht getroffen, die Schüsse lagen zu kurz. Für den zweiten, der tiefer flog, war es genau die Distanz.

Dann waren die Fallschirme aufgegangen. Die Abgesprungenen pendelten langsam zur Erde. Die

Stukas griffen auch diese an. Man fuhr die Verletzten zum Arzt. Sieben Besatzungsmitglieder, denen der Absprung nicht mehr gelungen war, fand man verstümmelt auf.

Zwei weitere Bomber wurden getroffen. Der eine stürzte ab bei Bergün, der andere über dem Bodensee, und es gab wieder Tote, vierzehn alles in Allem.

Die überlebenden Amerikaner wurden interniert.

Die toten amerikanischen Flieger wurden in der kleinen englischen Kirche von Ragaz aufgebahrt. Über den Särgen legte man das Sternenbanner aus. Das Begräbnis fand nach amerikanischer Sitte statt: angeführt von einem Bataillonsspiel, trugen internierte Flieger ihre toten Kameraden auf den Friedhof. Nachdem die vierzehn Säрге vor den Gräbern abgestellt worden waren, rief der amerikanische Militärattaché alle vierzehn Mann mit Grad und Namen auf, wobei ein amerikanischer Adjudant jedesmal mit 'Hier' geantwortet hat.

Man hat gesagt, die Schweizer hätten hinaufgefunkt: 'Ihr fliegt über schweizerisches Territorium, und wir sind leider gezwungen, auf euch zu schießen.' Hierauf hätten die Amerikaner geantwortet: 'We know it.' Als die Schweizer hierauf das Feuer eröffneten, hätten die Amerikaner hinuntergefunkt: 'Ihr schiesst zu kurz.' Hierauf hätten die Schweizer geantwortet: 'We know it.'

Beim nächsten Geschwader ist es dann passiert.

# 29

Wir haben das Sportabzeichen nicht getragen, Kurt und ich.

Es stellte drei Lindenblätter dar, deren Stiele das Schweizerkreuz kunstvoll zusammenhielten. Das Urkundebüchlein war gegen einen Franken erhältlich. Schülern gab man es zum halben Preis. Zum Inhalt: 'Das Schweizerische Sportabzeichen kann durch jeden Schweizerbürger erworben werden, der das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat. Es wird in drei Kategorien verliehen: in Bronze, in Silber und in Gold. Das in Altersklasse fünf (nach Vollendung des fünfzigsten Altersjahres) erworbene Leistungsabzeichen darf bis ans Lebensende getragen werden, wohingegen bei den übrigen Altersklassen die Berechtigung zum Tragen nach Ende des zweiten nach der Prüfung bestandenen Jahres erlischt, sofern der Inhaber nicht erneut eine Prüfung abgelegt hat.'

Wir haben das Sportabzeichen nach Ablauf des zweiten Jahres nicht an die Zentralstelle zurückgegeben, obwohl man das Tragen strafrechtlich ahndete. Wir haben es nicht getan, weil wir das Bündner Ahornblatt trugen, das höhere Anforderungen stellte, zum Beispiel die Grätsche über das 1.60 Meter hohe quergestellte Pferd.

Als Wahldisziplin für das Sportabzeichen galt der Fünfundzwanzig-Kilometer-Marsch, der in fünf Stunden mit zwölf Kilo Rucksackgewicht zu bewältigen war. Wir brachten die Strecke in kürzerer Zeit hinter uns, als die Route erwarten liess.

Im Kugelstossen betrug der zu erreichende Durchschnitt neun Meter. Da ich Rechtshänder bin und mit der Linken stets drei Meter weniger warf, setzte ich alles in die Rechte, mit der ich die Elfmetermarke erreichte. Bänninger achtete scharf darauf,

dass nach dem Stoss der Platz rückwärts verlassen wurde. Verliess man im Eifer den Platz nach vorn, wurde der Wurf als ungültig erklärt. Bänninger liess nicht die geringste Unzulänglichkeit durch. Sein Entscheid war unwiderruflich. Er war Hauptmann a.D. Er drückte noch nach fünfzig auf dem Dreimeter-sprungbrett den Handstand, stiess ab und stach kerzengerade ins Wasser. Die blauen Krampfaderstränge an den Waden glichen Kaninchendärmen. Bei Pferdlang schrie er: 'Salz und Pfeffer!'

Bänninger bestätigte durch seine Unterschrift die abgelegte Prüfung. Der Empfänger des Sportabzeichens wurde im Esssaal namentlich aufgerufen, worauf er nach vorn zu gehen hatte und es vor aller Augen in Empfang nahm.

Wir haben das Sportabzeichen nicht getragen. Wir hätten es auch nach Ablauf des zweiten Jahres noch tragen können, ohne eine Busse zu gewärtigen. Man legte nach Kriegsschluss auf die Wiedererlangung nicht mehr so grossen Wert. Doch haben wir es nicht getragen. Wir trugen stets nur das Bündner Ahornblatt.

Wenn einer beim Militär nicht ankam, war er nur ein halber Mensch. Er konnte nicht mitreden. Wenn einer nur zur Sanität kam, war er ein Dreiviertelmensch. Also wollte ich bei der Aushebung weder ausgemustert werden noch zur Sanität kommen.

Bänninger, der in der Prüfungskommission sass und in Chur die turnerische Prüfung abzunehmen hatte, wurde zornig, wenn man in einer Disziplin versagte und bloss eine Zwei erreichte.

Die meisten Kameraden sagten: 'Wir gehn zur Flak, Flak ist das Bequemste.' Adler wollte zur Musik. Huggel, der das Morsealphabet beherrschte, kam zum Funk.

Man hat uns einzeln aufgerufen und ins Dienstzimmer des Aushebungsoffiziers verfügt.



Ich musste vor den Oberst treten und meinen Namen nennen, obwohl er ihn im Dienstbüchlein auf seinem Schreibtisch vor sich hatte. Er hat mich nach dem Wunsch gefragt, und ich sagte: 'Flak'. Dann hat er mich, obwohl er es auf Grund der Personalien wusste, nach dem Kanton gefragt, und ich sagte: 'Baselland'. Hierauf hat er bedauernd die Brauen hochgezogen und gesagt: 'Sie wohnen in der Grenzzone, dort brauchen wir die Infanterie.' Und hat den Stempel aufgedrückt. 'In der Infanterie', hat er gesagt, 'haben Sie Gelegenheit zum Weitermachen. Wir brauchen Offiziere. Sie aspirieren doch?' Ich habe nein gesagt, und der Oberst hat mit Bleistift ein Gross-A (Aspirant) eingetragen.

Also war ich in der Infanterie eingeteilt wie die andern des Kantons. Also kam ich nicht zur Sanität. Also würde ich im Jahre fünfundvierzig die Rekrutenschule absolvieren und mitreden können. Also würde ich ein ganzer Mensch sein.

## 30

Er sagte, er habe sie zu Nachbarn und könne ein Liedlein singen.

Er sagte, die Mutter halte alle im Zügel. Obwohl die Söhne schon erwachsen seien, gehorchten sie ihr aufs Wort. Das müsse man hören, wie sie 'Jaakoob' rufe. Sie artikuliere den Namen nicht wie wir. Obwohl in Zürich aufgewachsen, hätten sie noch immer diesen fremden Akzent. 'Du Sau-mensch', hiess jedes zweite Wort. Oder wie einer sagte 'Ich lass mir von dem da mei Gschäft nid zur Sau mache'. Die Brüder lägen dauernd miteinander im Streit.

Er sagte: 'Beim Laubhüttenfest beispielsweise

beauftragten sie meine Mutter, das Licht im WC zu löschen, so genau nehmen sie's.'

'Und spülen?' Wusste er nicht. 'Sie bauen die Hütte im Innenhof, die sie mit Tüchern bedecken. Das setzt jedesmal ein Gezeter ab. Die Mutter zischt dauernd 'leiser' dazwischen.'

Er sagte, am Sabbat dürften die Speisen nicht gekocht, sondern nur aufgewärmt werden. Sie besäßen gesondertes Geschirr für Milch und Fleischspeisen. Das Dienstmädchen habe einmal mit einer Gabel, die mit Milch in Berührung gekommen wäre, das Fleisch in der Pfanne gewendet. Sie hätten das Fleisch nicht gegessen, und die Gabel hätte eine Zeitlang vergraben werden müssen, bis sie durch die Erde wieder rein geworden sei.

Er sagte: 'Dienstmädchen halten es nie lange aus. Die Söhne grüssen mich nie. Sie führen ein Baugeschäft und fahren in einem Mercedes vor.'

Er sagte, er könnte noch manches erzählen und es wäre schon etwas dran.

Sie haben gesagt: 'Man erkennt sie an der gebogenen Nase.'

Ich habe gesagt: 'Das ist doch lächerlich, jeder zweite hat eine.'

Sie haben gesagt: 'Es liegt an der besonderen Art der gebogenen Nase.'

Ich habe gefragt: 'Wie an der besonderen Art?'

Sie haben gesagt: 'Das Erkennen ist Übung.'

Und sie haben gesagt: 'Es liegt nicht nur an der Nase. Es liegt vorab an der Stellung der Augen zur Nase und an den Augen selbst mit den schweren Lidern. Ein Blick genügt. Und dann die dunkle Pigmentierung der Haut.'

Ich habe gesagt: 'Ich kenne auch Blonde mit blauen Augen, und ich hätte es nie vermutet, hätte

ich es nicht gewusst, Braunschweig zum Beispiel.’

Sie haben gesagt: ‘Natürlich gibt es Verwischungen. Doch im Allgemeinen erkennt man sie, wenn nicht am Gesicht, so doch am Namen, der oft eine Zusammensetzung zweier Namen ist und in der Regel poetisch klingt. Nimm unsern Rosenberg.’

Ich habe gesagt: ‘Rosenberg ist doch blond und hat blaue Augen und könnte ein Däne oder Schwede sein.’

Sie haben gesagt: ‘Er heisst Rosen-Berg. Da besagt das Aussehen nichts’.

Ich habe gesagt: ‘Und der andere Rosenberg, der einer von Hitlers wichtigsten Männern ist?’

Sie haben gesagt: ‘Natürlich ist auf Namen allein nicht Verlass. Es kann einer Stein heissen, ohne Jude zu sein, und einen andern gleichen Namens erkennt man sofort an seiner Art.’

Ich habe gefragt: ‘Wie denn an seiner Art?’

Sie haben gesagt: ‘Es bedarf eines längeren Umgangs mit ihnen. Ihr Geiz beispielsweise, um nur etwas zu nennen. Sie feilschen um jeden Rappen.’

Ich habe gesagt: ‘Wixler war der einzige, der mit Vater nie um den Kälberpreis feilschte.’

Sie haben gesagt: ‘Die Ausnahme bestätigt nur die Regel.’

Und sie haben gesagt: ‘Man erkennt sie am geistigen Hochmut. Sie fühlen sich auserwählt vor den andern. Das nimmt man ihnen nicht ab. Dieser Hochmut ist es vor allem.’

Und sie haben gesagt: ‘Wir machen freilich keinen Unterschied zwischen andern und Juden. Wir haben nichts gegen sie. Es leben viele geflüchtete Juden in der Schweiz, wertvolle Menschen. Manche sind Schweizerbürger. Sie sind heimatberechtigt in Lengnau oder Endingen.’

Die Händler stritten oft mit Vater um den Kälber- oder Rinderpreis, weil Vater stets den Höchstpreis forderte. Dann nannten sie ihn Luuscheib oder Jud.

Nur Wixler beschimpfte Vater nie.

Vater wusste genau, weshalb er auf dem im Bauernblatt publizierten Höchstpreis beharrte. Er wusste, weshalb er oft fünf oder zehn Rappen über dem Kilopreis Lebendgewicht blieb, wenn der Kälberpreis plötzlich gefallen war. Er würde das Kalb so oder so an den Mann bringen. Wenn Vater nicht nachgeben wollte, erbarmten mich die Händler.

Obwohl Vater der hohen Ansätze wegen bekannt war, wunderte ich mich über die Händler, die beharrlich immer wieder erschienen. Ich wunderte mich, dass Vater ohne zu feilschen auf Wixlers Angebot einging. Obwohl Wixler erst in den Dreissigern war und nicht hinkte, ging er an einem Stock. Im dunklen Anzug nahm er einen Schritt über den Schorrkännel, griff das Stück schweigend ab, trat zurück, schwieg eine Weile und nannte sein Angebot, das Vater akzeptierte.

Oft verliessen die Händler demonstrativ den Stall, um Vater unter Druck zu setzen. Fünf Minuten danach kamen sie wieder um die Ecke und gingen auf den Handel ein.

Einzig bei Wixler feilschte Vater nicht. Wixler hatte kein europäisches Aussehen. Mit brauner Haut und schwarzem Kraushaar sah er einem Araber ähnlich. Er sprach den baselstädtischen Dialekt.

Manchmal kam einer erst anderntags oder Tage später zurück, um mit Vater, wenn das Stück noch zu haben war, zu verhandeln. Vater wich von seiner Forderung nicht ab und verlangte den Preis, den er schliesslich erhielt. Der Händler ging fluchend aus dem Stall, Vater Luuscheib oder Jud nennend. Manchmal erklärte Vater seinerseits diesen

oder jenen zum Cheib und beschloss, ihm nichts mehr zu verkaufen.

Nur Wixler, der an einem Knotenstock ging und dessen pomadisirtes Haar wie das von Orazio glänzte, beschimpfte Vater nie.

Oder Braunschweig.

Am Samstag fuhr er in seinem Sonntagsanzug auf seinem englischen Velo in die Bezirksschule. Mit rundem Rücken sass er in einer der vordersten Bänke und nahm stumm am Unterricht teil. Bei schriftlichen Arbeiten sah er sich nicht bemüssigt, nach der Feder zu greifen, und die Lehrer forderten ihn auch nicht auf dazu.

Hingegen erlaubte ihm der Sabbat, während der Pause Witze zum Besten zu geben und zu lachen. Der Sabbat erlaubte ihm tausend Schritte und die Fahrt per Velo in die Bezirksschule. Der Sabbat meinte es gut mit ihm: Er liess auf den Sabbat den Sonntag folgen. Da mittwochs überdies schulfrei war, verschaffte er ihm drei freie Tage. Was Braunschweigs Versetzung in unsere Klasse erklärlich machte.

Braunschweig holte sein gurgelndes Lachen aus der Kehle heraus und liess es als Pferdegewieher über den Schulhof schallen. Er war dauernd zu Spässen aufgelegt, obwohl er in der Schule Mühe hatte. Viele Kameraden seiner Ortschaft hatte er zu Freunden.

Braunschweig trug werktags gutgearbeitete Anzüge aus englischem Wollstoff, mit welchen unsere Sonntagsanzüge auch nicht entfernt konkurrieren konnten. Er fuhr einen 'Raleigh' mit Übersetzung, während wir auf alten Militärvelos sassen. Vor Braunschweigs stets auf Hochglanz gebrachten Halbschuhen schämten sich unsere Bergschuhe, mit Kopfnagelbeschlag. Hingegen taten wir es ihm mit den gespiegelten Knickerbockern gleich, die wir, von seiner schönen Schwester bedient, im Geschäft

seines Vaters kauften. Ihre blauen Augäpfel bewegten sich ihrer Schwere wegen nur langsam und drohten dauernd aus den Höhlen zu kugeln. Sie sah einem Filmstar ähnlich und hätte die Kriemhild spielen können.

Wir sagten, Braunschweig habe nur deshalb Punkte beim Mathematiklehrer, weil dieser eine heimliche Schwäche für seine Schwester habe. Leonhard war der einzige, der auch samstags einen Prüfungsmodus für ihn fand. Er rief ihn bei Französischklausuren ans Pult, und Braunschweig hatte ihm, uns zugewandt, die Vokabeln ins Ohr zu flüstern. Lienhard schrieb, tippte gelegentlich aufs Blatt, was bedeuten konnte: mit oder ohne Aigu, mit oder ohne Grave. Braunschweig hatte mit Ja oder Nein zu antworten, wodurch er uns oft einen Hinweis gab.

Man sagte, Braunschweig wäre nicht verpflichtet, am Samstag Französisch von sich zu geben, da der Sabbat alles, was an den Werktag erinnere, auch Gedanken ans Geschäft, verbiete. Aus der Tatsache, dass Braunschweig dennoch am Unterricht teilnahm, folgerten wir, es müsse bei ihm mit der Heiligung des Sabbattages nicht allzuweit her sein. Ja, wir verdächtigten ihn nicht ohne Neid, dass seine Faulheit aus seiner religiösen Sonderstellung Nutzen zog.

Als einziger nahm er nicht am Religionsunterricht teil. Als einziger sprach er Jesus die Anerkennung als Messias ab. 'Einsichtslos harren sie bis auf den Jüngsten Tag auf einen andern', beschwor uns der Pfarrer mit verzweifelmtem Gesicht.

Dann habe ich auf die Namen geachtet. Ich habe bei gewissen Namen gefragt. Ich habe gefragt: 'Ist er Jude? ', und man hat ja oder nein gesagt.

Ich habe gefragt: 'Ist Goldstein Jude? '

Und man hat gesagt: 'Ja.'

Ich habe gefragt: 'War Siebental Jude?' Und man hat gesagt: 'Nein, natürlich nicht, er nannte sich *von*'.

Ich habe gefragt: 'Ist Krauthammer Jude?' Und man hat gesagt: 'Ein typisch jüdisches Geschlecht.'

Ich habe gefragt: 'Ist Roggensinger Jude?' Und man hat gesagt: 'Nein, nicht.'

Ja. Nein. Nicht.

Dann habe ich erkannt, dass es falsch war, nur vom Namen auszugehen. Dann habe ich erkannt, dass mich schon die Frage nach dem Namen ins Unrecht setzte und die Frage: 'Ist er Jude?' ein Urteil war. Dann habe ich versucht, nicht mehr zu fragen, weder die andern noch mich.

## 31

In der Lehranstalt hörte ich in Ermangelung eines Apparates selten mehr Radio. Die Nachrichten bekam ich aus dritter und vierter Hand. Der 'Landschäftler' im Esssaal verschwand frühzeitig in einer Bude. Gleichungen mit mehreren Unbekannten und die Schlachten des klassischen Altertums verstellten uns den Blick auf die Weltlage.

Dietrich war unser verlässlichster Informant. In seiner Bude hing die Karte von Europa. Die Daten für die täglichen Frontbereinigungen brachte er aus dem 'St. Galler Tagblatt' bei. Er verwendete Stecknadeln, wobei er in der Farbe der Stecknadelköpfe eine gewisse Symbolik beobachten liess.

Mit dem Russlandfeldzug betraten wir geographisches Neuland. Man hatte sowohl in der Bezirksschule als in der Lehranstalt auf die Behandlung

Russlands verzichtet, um den geographisch allenfalls ergiebigeren Erdteilen Afrika und Asien, dort dem Subkontinent China, den Vorzug zu geben.

Die Stalinlinie war sinngemäss rot markiert. Sie führte in langer Stecknadelflucht von Odessa dem Dnjestr entlang über Kiew zum finnischen Meerbusen. Die Angriffsfront der Deutschen kennzeichnete er mit Braun. General von Rundstedt wurde mit Lemberg genannt, von Bock mit Brest Litowsk. Von Bock hatte nichts zu lachen: Seine Heeresgruppe stand vor den Sümpfen des Pripet. Der Stecknadelforstoss führte denn auch folgerichtig nordöstlich davon über die Beresina, um erst bei Smolensk zum Stehen zu kommen. Bis Moskau war es ein Hahnentritt.

Dietrich kaufte sich Stecknadelbriefchen in rauhen Mengen. Während der Mangel an braunen bis schwarzbraunen Köpfen immer offensichtlicher wurde, nahm der Anfall an weissen zu, die er einzig für die Schweiz und Schweden benötigte. Die Schweiz war weiss umstochen und nahm sich im Grossdeutschen Reich wie ein Muttermal aus. Dietrich sah sich genötigt, die Front der Deutschen mit Schwarz zu durchsetzen. Den Atlantikwall kennzeichnete er, ästhetischen Erwägungen folgend, mit Blau.

In Kesselschlachten gingen die russischen Armeen zugrunde. Odessa wurde eingenommen, die Krim. Die Deutschen standen sowohl am Schwarzen Meer als am Finnischen Meerbusen. Von Kleists und Guderians Panzerarmeen fanden unsere Bewunderung. Der Name Stülpnagel machte die Runde.

Im Herbst war die Stalinlinie vollständig aufgerollt. Dietrich nahm ganze Armeen von der Karte. Der Durchbruch war über Erwarten rasch gelungen. Er mass mit dem Massstab Tiefen bis zu tausend Kilometern. Das Gebiet der vorangegangenen Schlachten war stark überzeichnet.



Im Mass, wie sich Deutschland vergrösserte, verkleinerte sich die Schweiz. Unsere Besorgnis nahm zu. Wir hefteten unsere Hoffnungen weniger an die Schlagkraft der russischen Armee als an General Winter.

Dietrich stand explizierend vor der Europakarte, gab Vermutungen Raum, wies auf Einzelheiten hin: 'Charkow das vierte Mal den Gegner gewechselt.' Um dennoch das Grosseganze im Auge zu behalten. Das Grosseganze war ein Europa mit einer fingerbeergrossen Schweiz, umzäunt von Stecknadelstaketen.

Er liess es sich daher nicht nehmen, neben die vom Verschwinden bedrohte Schweiz, die Schweiz General Dufours, die Hunderttausenderkarte zu hängen, auf welcher nebst anderen Eintragungen ein roter Wollfaden das Réduit National rund ums Alpengebiet einfasste, mit den Schwerpunkten Sargans, Altdorf, Interlaken, St. Maurice, welche die nördliche Abwehrlinie markierten, denn nur die nördliche Linie war von Interesse im Falle eines Angriffs auf die Schweiz. Die erneute Teilmobilisierung im Juni dreiundvierzig liess wieder einige Befürchtungen zu.

Mit der ihm eigenen Pedanterie vermerkte Dietrich ausserdem jeden Absturz eines Flugzeugs fremdländischer Herkunft mit einem stilisierten Flugzeug, Einflugrichtung Nord-Süd, so dass die schwarzen, senkrechten Zeichen umgekehrten Kreuzen glichen. Mit dem Fortschreiten des Krieges drohte die Nordschweiz zu einem regelrechten Friedhof zu werden, wenn sie nicht durch eine ebenso grosse Anzahl anderer schwarzer Punkte etwas von diesem Charakter verloren hätte. Diese standen stellvertretend für Bombenabwürfe. Schwarze Dreiecke dem Hochrhein und dem Linkufer des Bodensees entlang liessen Flakfernwirkun-

gen erkennen. Schwarze, nicht ausgefüllte Dreiecke standen für Bordwaffenbeschuss. Baselaugst war getreulich vermerkt.

Als wir aus den Frühjahrsferien vierundvierzig zurückkehrten, hatte sich auf der Karte erwartungsgemäss Neues getan. Dreissig alliierte Bomber hatten die Stadt Schaffhausen irrtümlicherweise mit Bomben belegt, das bisher grösste Drama auf schweizerischem Boden.

Unser Schaffhauser Kamerad hatte der Beer-digung beigewohnt. Während der Trauerfeierlichkeiten habe man im ganzen Kanton die Glocken läuten lassen. In der St. Johannskirche habe bei der Abdankung ein riesiger Kranz mit den amerikanischen Farben gelegen. Die siebenunddreissig Opfer wurden im Schaffhauser Friedhof aufgebahrt. Vierundzwanzig davon setzte man in einem hufeisenförmig angelegten Gemeinschaftsgrab an besonders sichtbarer Stelle bei. Unser Schaffhauser Kamerad wollte nicht ohne Stolz den Schaffhauser Waldfriedhof als den schönsten Friedhof der Schweiz bezeichnet wissen. Buchstäblich verlieren könne man sich in den endlosen, von dichten Baumkronen überdachten Gräberreihen. Der Rheinfall sei die eine Sehenswürdigkeit, der Waldfriedhof die andere.

In der Zeitung stand, die Bomben wären plötzlich aus wolkenlosem Himmel auf die Stadt und das benachbarte Gebiet gefallen. Auch das Museum Allerheiligen habe sein Teil abbekommen. Man hoffe, die Sammlung in den beschädigten Räumen zu retten. Die Lehre, die man aus dem Bombardement ziehen könne, sei folgende: Die im Estrich gelagerten Sandsäcke wären zwecklos. Mit Sand liessen sich nun einmal keine Brände löschen. Ein Glück sei es ferner gewesen, dass sich die Bewohner nicht in den Kellern aufgehalten hätten, in welchen sie nur verschüttet worden wären. Nur ein gutausge-

bauter Luftschutzkeller biete wirklich ausreichend Schutz. Ferner müsse die Kennzeichnung unseres Territoriums bei Tag und bei Nacht sichtbar gemacht werden.

In Basel bemalte man den riesigen Gaskessel mit einem Schweizerkreuz. Der Kantonsgrenze entlang legte man mächtige Blachen mit dem Schweizerkreuz aus. Mit Brettern erstellte man Quadrate von der Grösse einer Are, die man mit dem Schweizerwappen bemalte, um den fremden Fliegern anzuzeigen 'Hie Schweiz!' Da die Nacht diese Dekoration der beabsichtigten Wirkung beraubte, ging man dazu über, das Schweizerkreuz mit kleinen Scheinwerfern zu beleuchten oder mit elektrischen Birnen zu umranden. Die Glühbirnen fanden jedoch dermassen reissenden Absatz, dass man sich genötigt sah, die Schweizerkreuze mit Stacheldrahthecken zu versehen und verstärkte Wachen aufzuziehen. Damit sich die Katastrophe von Schaffhausen nicht wiederhole, fasste man eine nächtliche Landesmarkenbeleuchtung von Basel bis zum Bodensee ins Auge.

Trotz dieser Vorkehrung und trotz der Aufhebung der Verdunkelung für die ganze Schweiz wurden kurz vor Kriegsende Zürich und Stein am Rhein durch amerikanische Flieger bombardiert.

Obwohl auf der Europakarte der nördliche Küstenstrich eingezeichnet war, verzichtete Dietrich hier auf eine Darstellung des Krieges. Rommel entwickelte bei der Eroberung der Cyrenaika eine derart bewegliche Kampfführung, dass das Abstecken der Fronten die Mühe nicht lohnte. Unsere Aufmerksamkeit richtete sich auf den Helden des Wüstenkrieges: Erwin Rommel.

Rommel hiess im Gegensatz zu den meisten

Generälen nicht 'von'. Er hatte sich den Weg zum Feldmarschall durch seine Tapferkeit erkämpft. Er war eine anfeuernde Persönlichkeit mit beispiellosem Wagemut. Schon im Ersten Weltkrieg hat er als Leutnant schier unglaubliche Husarenstücke vollbracht und mit oft nur ein paar Mann Tausende von Feinden entwaffnet. Er erhielt dafür den 'Pour le mérite', den höchsten Orden, den Deutschland zu vergeben hatte.

Seine Spezialität war das überraschende Auftauchen hinter den feindlichen Linien. Im Frankreichfeldzug war er durch seine Panzerdurchbrüche berühmt geworden. Immer die Angriffsspitze führend, sass er meist im vordersten Aufklärungsfahrzeug und entging nur durch ein Wunder mehrmals knapp dem Tod. Er zeigte eine kalte Verachtung für die Gefahr. Je brenzlicher eine Situation wurde, desto mehr steigerte sich sein Selbstvertrauen.

Rommel rettete im Frühjahr einundvierzig in Nordafrika die verfahrenere Situation der Italiener und jagte die Engländer auf demselben Weg zurück, auf dem sie am Jahresanfang gekommen waren. Er stiess mit seiner Panzerarmee in wenigen Tagen über Benghasi, Tobruk, Sidi el Barani bis nach Ägypten vor.

Es hiess, in der Wüste würde der Krieg ritterlicher geführt als auf andern Kriegsschauplätzen, weil einesteils die Wüste die soldatischen Eigenschaften im Kampf gegen die Bedingungen der Wüste zu höchster Entfaltung bringe, andernteils Rommel nach ritterlichen Kriegsregeln kämpfe, wodurch er von seinen Feinden geachtet würde. Das Volk verehrte ihn. Von seinen Soldaten wurde er vergöttert.

Er war von untersetzter, gedrungener Statur. Die zusammengekniffenen Augen lagen immer im Schatten des Mützenschirms. Sie hingen schräg gegen die ausgeprägten Backenknochen und gaben

ihm etwas Gemütliches. Über dem Mützenschirm war eine Art Fliegerbrille angebracht. An der Brust hing das Ritterkreuz und immer der Feldstecher. Die Anstrengungen waren seiner gesunden, faltenlosen Haut nie anzumerken. Man schrieb, er rauche nicht, trinke mässig und vermöge dank seines eisernen Willens auf längere Zeit Strapazen durchzustehen. Er benötige wenig Nahrung und könne es bis zu einer Woche ohne Schlaf aushalten.

Man nannte ihn Wüstenfuchs, Meister im Täuschungsmanöver. Vor Tobruk liess er ein paar Panzer dauernd im Kreis herumfahren, um die Engländer über seine Kampfstärke zu täuschen.

Dann fand sich ein neuer Wüstenfuchs ein: Montgomery. Er hatte rein äusserlich nichts von einem Wüstenfuchs und sah auch keinem Krieger ähnlich. In Béret, Pullover und viel zu weiten Pfadfinderhosen besiegte er das deutsche Afrikakorps. Tripolis fiel. Englische Truppen marschierten in Addis Abeba ein, und der Negus, der Mann mit dem schönsten Bart, konnte in seine Hauptstadt zurückkehren.

Während der Schlacht um Sidi el Barani erfanden unsere Soldaten aus Langerweile einen neuen Jass, der seither als Sidi Barani im Umlauf ist.

Von Rommel hörte man erst wieder 1944 in der Normandie. Er wollte den Karren an der Westfront aus dem Dreck ziehen. In der Normandie hatte er nicht mehr die satte Haut, und seine zusammengekniffenen Augen blickten nicht mehr siegesbewusst.

In der Normandie wurde Rommel schwer verwundet. Er zog sich bei einem Autounfall eine Kopfverletzung zu. Der Unfall wurde vom Oberkommando lange geheimgehalten.

Rommel ist an den Folgen der Kopfverletzung

gestorben. Hitler ordnete Staatstrauer an.

Rommel ist nicht an den Folgen der Kopfverletzung gestorben.

Eines Tages war der blaubestückte Atlantikwall durchbrochen. In Dünkirchen standen in bewusst symbolischer Entsprechung Stecknadeln mit grünen Knöpfen. Das Attentat vom zwanzigsten Juli war für uns, um bei der Farbe zu bleiben, ein grüner Tag. Er trübte sich uns nach Bekanntwerden der ersten V-1-Bomben über London. Nach diesen lasse Hitler, um den Endsieg zu beschleunigen, eine ungleich stärkere Waffe folgen. Die deutschen Heeresberichte, die wir aus dem nun eigenen Radio hörten, sprachen von planmässigen Absetzbewegungen, Rückwärtsoperationen, Frontbegradigungen und beweglicher Kampfführung.

Eines späteren Tages sass Dietrich hinter einem Bücherwall. Er schante aufs Patentexamen. An der Wand tat sich nichts mehr. Dietrich hatte den Zweiten Weltkrieg von der Karte genommen.

## 32

In der Zeitung stand, wenn man der offiziellen deutschen Version Glauben schenken dürfe, habe Hitler mitten in der Hölle von Berlin den Heldentod gefunden.

In der Zeitung stand, Himmler habe verkündet, Hitler werde infolge einer Gehirnbilutung die nächsten achtundvierzig Stunden nicht mehr überleben.

In der Zeitung stand, England betrachte diesen Tod als grossen Bluff, damit es Hitler möglich würde, mysteriös zu verschwinden.

In der Zeitung stand, Hitler und Goebbels hätten Selbstmord begangen. Hitlers Leiche wäre an einen versteckten Ort gebracht worden.

In der Zeitung stand, Hitler habe sich eine Kugel durch den Mund geschossen, als er erkannte, dass er hoffnungslos in der Falle sass.

In der Zeitung stand, die portugiesische Regierung habe anlässlich des Todes von Hitler zwei Trauertage befohlen. Auf öffentlichen Gebäuden sei die Fahne auf Halbmast gesetzt. Der Premierminister des irischen Freistaates habe der deutschen Botschaft einen Besuch abgestattet, um sein Beileid auszusprechen. Auch auf der spanischen Botschaft und der päpstlichen Nuntiatur war die Fahne auf Halbmast gesetzt.

In der Zeitung stand, die Suchaktionen nach den Leichen Hitlers', Goebbels' und Görings hätten bisher zu keinem Ergebnis geführt.

Auf das, was in der Zeitung stehe, sagte man, gäbe man nicht viel. Dieser Gauner habe sich bestimmt nach Spanien oder Argentinien abgesetzt. Es würde niemand wundern, wenn er eines schönen Tages ohne Schnäuzchen mit seiner sauberen Geliebten aufgegriffen würde.

In der Nationalzeitung stand rot in ungewöhnlich grossem Schriftgrad: *Heute ist Victory-Day.*

Ich habe gehört davon.

Ich habe gelesen davon.

Aber eigentlich habe ich nichts gewusst.

Ich habe nicht gewusst, dass es die humanitäre Schweiz und die amtliche Schweiz gegeben hat. Ich habe nicht gewusst, dass man einen Unterschied machte zwischen politischen Flüchtlingen und Flüchtlingen, die von Politikern verfolgt wurden.

Ich habe gewusst, dass man Tausenden Zu-

flucht geboten hat. Aber ich habe nicht gewusst, dass man Tausende an der Grenze zurückgewiesen oder wieder 'ausgeschafft' hat. Obwohl ich gelegentlich davon gelesen habe.

Ich habe vom Boykott jüdischer Geschäfte, von den Nürnberger Rassengesetzen und von der Reichskristallnacht gelesen. Ich habe von Gettos, von einem Foto aus Warschau gehört und von grässlichen Methoden.

Ich habe von Flüchtlingslagern in der Schweiz gewusst. Ich habe gewusst, dass die Zustände in den Konzentrationslagern unmenschlich waren. Doch habe ich nicht gewusst, dass auch die Zustände in manchen Flüchtlingslagern unmenschlich waren: Ich habe nicht gewusst, dass man die Familien auseinanderriß, die Kinder von der Mutter, den Mann von der Frau. Ich habe nicht gewusst, dass es auch Lagerleiter gab, die offen antisemitisch eingestellt waren und den Flüchtlingen als einzige Lektüre antisemitische Blätter vorsetzten und mit antisemitischen Beschimpfungen nicht zurückhielten. Ich habe auch nicht gewusst, dass man Flüchtlinge aus geringem Anlass ins Gefängnis warf und in Sträflingskleider steckte und sie derselben Behandlung und Strafe wie für Verbrecher unterzog. Ich habe weder gehört noch gelesen davon.

Doch habe ich manches gehört und manches gelesen. Aber eigentlich habe ich nichts gewusst.

Ich habe mich gefragt, weshalb er es getan hatte. Vater stand wie nackt vor mir. Ich war verlegen. Er hatte eine Rosahaut. Grossmutter gut durchblutetes Gesicht, die jetzt oft das Nasenbluten hatte. Er war Grossmutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Ich habe ihn gefragt, weshalb er sich nicht wenigstens den Schnauz habe stehen lassen.



Dann fand ich, dass er plötzlich Ähnlichkeit mit dem Onkel hatte, auch mit Onkel Arthur und mit Onkel Fritz, obwohl sie schlanker waren und kantigere Züge aufwiesen.

Ich habe ihn gefragt: 'Warum hast du dir die Kopfhare auch noch abrasieren lassen?'

Dann habe ich gesagt: 'Jetzt hast du grosse Ähnlichkeit mit Heinrich Gretler, der im Film den Attinghausen spielte. Du müsstest nur noch seine Sattelnase haben, der Höcker müsste weg.' Vater meinte, auch andere Leute fänden, dass er nun Gretler ähnlich sehe.

Ich habe mich gefragt, weshalb er es getan hatte. Dann habe ich es so ausgelegt, dass es mit der Tellenzeit eine Bewandnis haben könnte, die jetzt vorüber war.

Dann glaubte ich den eigentlichen Grund erkannt zu haben: ins Kastanienbraun des Bartes hatte sich eine Fehlfarbe eingeschlichen. Ohne den grau-melierten Bart sah Vater um Jahre jünger aus.

'Kurz vor Schluss waren Deutsche hier', sagte Frau Bider. 'Das waren die Stillsten, Zivilpersonen natürlich, Frauen, Kinder und etwa ein älterer Mann. Die allerersten waren Polen, die nach der Niederlage mit ihren Pferden über die Grenze geflüchtet waren. Acht Mann hatten wir einquartiert. Die Pferde hatten ja Platz im Stall, da wir das Land in Pacht gegeben haben und nur noch das Gasthaus führen. Die Polen waren von allen die Flottesten. – Ja, kurz vor Schluss sind deutsche Familien gekommen. Sie sassen still an den Tischen und nahmen die Mahlzeit fast wortlos ein und haben Spaziergänge gemacht und erschienen abends pünktlich zum Essen und gingen auf ihre Zimmer. Um acht war keiner mehr da.'

Die Franzosenpolen halfen mit ihren Pferden den Bauern aus. Im Winter gingen sie ins Gemein-

deholz und machten Wellen. Sie führten derart viele Wellen ins Dorf, dass man sich sagte, das kann nicht stimmen, so viele Wellen gab das Gemeindeholz gar nicht her. Man ging der Sache nach. Die Polen hatten bis ins Solothurnische hinein alle Reisighaufen zu Wellen aufgemacht.

‘Die Russen’, sagte Frau Bider, ‘spielten Schach. Sie setzten den Sold in Schnaps um. Sie tranken den Schnaps aus Biergläsern und assen Brot dazu. Schnaps aus dem Bierglas! Man durfte nicht hinsehn. Die Schlimmsten waren die Schweizer. Um nur ein Beispiel zu nennen: Da gab es einen Fourier, der Nacht für Nacht überhockte, so dass wir kaum noch zum Schlafen kamen. Sackvoll, wie er war, nässte er jedesmal das Bett, eine Sauerei ohnegleichen. Die Schweizer Offiziere, das muss ich schon sagen, haben sich am meisten herausgenommen. Die Russen sind am längsten im Dorf geblieben. Sie sind aus deutschen Arbeitslagern entwichen und bei Schaffhausen schwarz über die Grenze gelangt. Auch Frauen waren darunter. Die russischen Mädchen und Frauen wurden auf dem Bienenberg interniert, wo sich auch Juden befanden. Sonntags wurde den Männern im Dorf erlaubt, ihre Genossinnen unter Bewachung per Bahn zu besuchen. Laut Vorschrift war es verboten, ihnen Velos auszuhändigen. Ihr werdet sie uns einmal geben *müssen*, hatten sie zornig gedroht. Dann wurden sie kurz vor Schluss auf Camions verladen und nach Frankreich gebracht. Und dann, wie gesagt, kamen deutsche Familien. Von Nazigrössen, munkelte man.

Stille Leute’, sagte Frau Bider.

Deutsche, die Deutsche geblieben sind, sollen auch künftig als Deutsche behandelt werden und brauchen die Schweiz nicht zu verlassen.

Deutsche, die während des Krieges gegen uns gearbeitet haben mit der Absicht, 'den Gau Schweiz' befreien zu helfen, sollen ausgewiesen werden. Die Ausweisung soll aber nicht auf Druck der Strasse erfolgen. Das käme jener Methode gleich, die wir verabscheuen. Die Säuberung von Nazispitzeln obliegt dem Bundesrat.

Das mehrere hundert Beamte zählende diplomatische Korps hat die Schweiz ausnahmslos zu verlassen. Die Ausweisung erfasst auch die Familienangehörigen.

Die Regierung von Baselland hat siebzehn Familien reichsdeutscher Abstammung den Befehl zur Abreise erteilt, darunter auch Herrn Hans von Opel. Mit dieser Zahl steht unser Kanton an der Spitze.

Einer der Ausgewiesenen beging durch Öffnen des Gashahns einen Selbstmordversuch. Nach erfolgreichen Wiederbelebungsversuchen wurde der Mann ins Bürgerspital übergeführt.

Viele empfanden die Säuberung als zu wenig rasch und zu wenig gründlich.

Im 'Deutschen Heim' in Bern wurden zirka dreissigtausend schwarze Achselstücke aufgefunden mit der Nummer U 12. Es wurden goldbestückte Achselstücke mit dem schwarzen Reichsadler beschlagnahmt, ebenso Tuchmaterial, aus welchem rasch Tausende von Armbinden mit der vorgesehenen Aufschrift DT (Deutsche Turnerschaft) und HJ hätten hergestellt werden können. Es wurde eine ungewöhnlich hohe Zahl Ledergürtel mit dem Aufdruck 'Blut und Ehre' aufgefunden.

Die Zensur der Presse wurde durch den Bundesrat aufgehoben und das verfassungsmässige Recht wiederhergestellt. Spät genug, sagte man.

Eine deutsche Frau, die mit drei Kindern in die Schweiz geflüchtet war, erlitt einen Zusammen-

bruch. Sie wollte unbedingt zurück in die Heimat, um beim Wiederaufbau mitzuhelfen. Sobald es ihr die Mittel und die Kraft erlaubten, wolle sie zu ihren Kindern noch eine Anzahl Kriegswaisen bei sich aufnehmen. Hut ab vor dieser Frau, sagte man, wenn der Geist solcher Frauen herrscht, soll uns vor einem neuen Deutschland nicht bange werden.

‘Herr Opel’, sagte Herr Grauwiller, ‘war mein Nachbar, ein kränklicher Mann. Gelegentlich stand er im Garten und blickte den Vögeln nach. Gelegentlich wechselten wir ein paar Worte. Er zeigte gerne Filme und liebte Musik. Zweimal hat er uns eingeladen. Von einer Pianistin begleitet, sang er Lieder von Schubert und andern. Er besass ein schönes Organ. Nah daran, wurde er doch nicht ausgewiesen. Ich konnte als Zeuge beweisen, dass er nicht gegen uns gearbeitet hat. Im Gegenteil, er war gegen das Regime. Eines Tages erschienen nämlich zwei deutsche Beamte vom diplomatischen Korps. Sie legten ihm nahe, der deutschen Wehrmacht zwei Millionen DM von der Schweiz aus zu überweisen, wohin er sein Vermögen gerettet hat, sonst sähe man sich gezwungen, seine Güter in Deutschland, die von seiner Schwester und ihrem Mann bewirtschaftet wurden, zu konfiszieren. Man wäre ferner gezwungen, seinen Verwandten gegenüber gewisse Repressalien zu ergreifen. Opel bezahlte. Er durfte auch von Seiten der Schweiz nur über ein bestimmtes Vermögen verfügen. Er führte ein stilles Leben. Er war herzkrank. Er kurte in verschiedenen Orten. Es half alles nichts mehr, er starb bald darauf.’

# 33

Foni, der Meisterknecht auf Grossmutter's Hof, hatte gekündigt. Im Dorf war er wieder Meisterknecht geworden. Er ist tüchtig, das muss man ihm lassen, sagte man.

Foni hätte in der Schweiz bleiben können. Er hätte es, wenn er gewollt hätte, in der Hand gehabt. Mutwillig hat er es verscherzt.

Selbst wenn es Krieg gibt, erklärte er, geh ich hinaus. Dabei hätte sich der Einkauf regeln lassen. Der Meister wäre für die Einkaufssumme, neunhundert Franken, aufgekommen. Aber Foni zog es fort. Schämte er sich wegen Anna und dem Kind? Er bezahlte Anna Alimente. Auf die Gefahr hin, dass es Krieg geben würde, ging Foni Anno sechsunddreissig wieder heim nach Seelbach zu den Eltern. Hierauf hat er Anna nachkommen lassen, den Zivilstand geregelt und noch ein Kind mit ihr gezeugt, ein Mädchen.

Foni arbeite in einer Kartonagefabrik, hat Anna ihren Vater wissen lassen. Sie selber gehe halbtags putzen. Die Kinder könne sie in eine Krippe geben, die jetzt BDM-Mädchen und nicht mehr die katholischen Schwestern führten. In Seelbach wären alle schwarz. Die Schwestern seien wirklich gute Seelen. Sie nähten beiden Mädchen Röcklein, ohne einen Pfennig zu verlangen. Pfennig, schrieb Anna. Und überhaupt gehe es ihr gut.

Foni wurde mit andern Seelbachern in die Landwehr eingezogen, schrieb Anna im Frühsommer neununddreissig. Als Jahrgang zehn absolviert er nur eine dreimonatige Rekrutenschule. Er ist in Friesenheim stationiert. Sonntags besuchen wir die Männer.

Im Juli kam Anna mit den Kindern auf Be-

such. Und blieb. Sie hat eine Frau Nestlé gekannt. Diese wiederum hat einen SS-Offizier gekannt, der verlautet hat, es gäbe Ende Sommer Krieg. Platz war verfügbar im Haus. Also blieb Anna mit den Kindern. Unangemeldet.

Nein, sagte Anna, das Volk sei nie dafür gewesen. Die haben gesehen, wohinaus er wollte. Das Volk ist gar nicht für Hitler gewesen, von Anfang an nicht. Doch wegen der Spitzel hätte man schweigen müssen. Und dann die geheime Staatspolizei. Die fackeln nicht lange. Foni habe herzlich wenig verdient in der Kartonagefabrik. Zusammen mit ihrem Verdienst, vierundzwanzig Mark pro Woche, hätte es trotzdem gelangt. Sie hätten zu leben gehabt. Man hat etwas bekommen für die Mark. Einkommenssteuer kennt man draussen nicht. Alle Frauen haben zusätzlich arbeiten müssen. Aber für Hitler, das wolle sie noch einmal sagen, sei keiner gewesen.

Im September erging die Weisung an alle Deutschen in der Schweiz, sich innert achtundvierzig Stunden auf dem Generalkonsulat in Zürich zu melden. Anna unterliess es. Jemand hat Anna angezeigt. Der Polizist tauchte auf, und Annas Vater zahlte Busse.

Anna brauchte nicht zu gehen. Sie besorgte im Haus des verwitweten Vaters den Haushalt. Im Haus, das sie erben würde, war sie eine Geduldete. Ihr Vater bezahlte monatlich dreissig Franken Toleranz. Bis Anna ihrem Vater nicht mehr länger auf der Haube sitzen mochte.

Du bist jetzt eine Deutsche, hat man ihr im Dorf bedeutet, und gehörs hinaus.

Anno vierzig ging Anna mit den Kindern.

Annas Vater verunglückte im Winter dreiundvierzig beim Holzen. Eine Tanne zerschmetterte sein Bein. Es musste amputiert werden.

Anna beantragte ihre Rückschaffung in die Schweiz. Der Grund war stichhaltig. In der Passstelle machte man sie darauf aufmerksam, dass ihrem Antrag schwerlich stattgegeben werden könne. Und zudem, hat man ihr bedeutet, sei es unklug, im jetzigen Moment als Deutsche in die Schweiz zu reisen. Wenn dann die Schweiz erobert werde, übe man Deutschen gegenüber keine Nachsicht. Ihr habt kein Recht, so zu sprechen, beehrte Anna auf. War Deutschland denn nicht froh, als der 'Schweizerbund' jährlich eine grosse Anzahl Kinder aufgenommen, sie verköstigt, mit Kleidern und mit Schuhwerk ausgerüstet hat? Jetzt so zu reden. Und wird mein Antrag nicht bewilligt, bemühe ich mich höheren Orts.

'Habe ich gesagt', sagte Anna. 'Und das waren Leute der SS. Das Zeichen war am Kragenspiegel angebracht.'

Wer Anna kannte, glaubte ihr.

'Niemand glaubt, was ich in Mannheim durchgestanden habe. Die Bomber flogen dauernd über mich hinweg. Ich lernte mehrere Luftschutzräume kennen. Die Angst, die ich ausgestanden habe, bis ich zurück in Seelbach war!'

Aber die Kinder bleiben hier, beharrte die SS. Die Kinder kommen mit, gab Anna zu verstehen, das fehlte noch. Dann drohte Anna mit Frau Nestlé. Auch Frau Nestlé war die Gattin eines Deutschen. Bei ihr hat Anna wöchentlich zweimal geputzt. Der habt ihr kürzlich die Bewilligung erteilt, meine Herren.

'Habe ich gesagt', sagte Anna, 'was denn auch seine Wirkung hatte. Ich hab kein Blatt vor den Mund genommen. Ich stand bestimmt auf der schwarzen Liste. Die gab es nämlich. Ich stand bestimmt darauf. Ich hab das Maul nie halten können', lachte Anna, 'ich war schon immer couragiert.'

Wer Anna kannte, glaubte ihr.

Foni war nach Frankreich gezogen. Seine Truppe gelangte bis vor Paris. Als er auf Urlaub kam, zog er einen Revolver aus der Brusttasche, den er gekauft hatte. Er brachte kostbares Wolltuch mit, das er nicht gekauft hatte. Auch die andern Seelbacher brachten Stoffe mit.

Foni versorgte den Revolver in einem Fach des Sekretärs in der Stube seiner Eltern. Anna fertigte den Mädchen Röcklein an.

Foni zog nicht mehr nach Frankreich. Den nächsten Brief sandte er aus Kreta. Jedesmal schickte er ein Päcklein Sultaninen, hundert Gramm, die erlaubte Menge. Selber gepflückt, schrieb er Anna.

Dann hat man ihn nach Russland kommandiert. Dort sind ihm die Fingerbeeren abgefroren. Dort hat er sich die Finger verbrannt, als er seine Kleidungsstücke und den Sold retten wollte. Partisanen hatten ihre Unterkunft angezündet. Er wollte unbedingt den Sold, den er gespart und im Feld nicht brauchen konnte, aus den Flammen retten. Verletzt worden ist er nie.

Foni kam ins Lazarett Bad Nauheim im Oberhessischen. „Achttausend haben dort gelegen, fast alle mit erfrorenen Nasen. Ein Anblick“! sagte Anna, „fürchterlich“!

Der nächste Brief ist dann aus Ungarn eingetroffen. Ich schreibe diesen Brief im Schützengraben, hat Foni ihr geschrieben, während über meinen Kopf hinweg das Mg-Feuer fegt.

Foni ist die Flucht nach Jugoslawien gelungen. Er geriet in jugoslawische Gefangenschaft. Er durfte nicht nach Deutschland schreiben. Hingegen wurde ihm der Briefverkehr mit der Schweiz erlaubt.

Der letzte Brief, den Anna sandte, kam mit



dem Vermerk zurück 'Ihr Mann wurde Frühjahr sechsendvierzig Richtung Heimat in Marsch gesetzt'. In Marsch gesetzt, hiess es wörtlich.

Foni schrieb: Kommt zurück nach Seelbach.

Anna schrieb: Mein Ort ist hier. Die Kinder gehen hier zur Schule. Ich hab mein Auskommen und mein Haus. Und ausserdem den Vater.

Foni schrieb: Für die Landwirtschaft bin ich nicht mehr zu gebrauchen. Meine Hände. Ich bleibe hier. Ich habe hier mein Elternhaus und finde Arbeit in der Sägerei des Schwagers.

Anna schrieb: Dann bleib.

'Also wurden wir geschieden. Gelegentlich besucht er uns, das heisst, er will die Kinder sehen. Er lebt mit einer Offizierswitwe, die eine hohe Offiziersrente bezieht. Ja.'

## 34

Onkel Emil kam selten auf Besuch.

Er war vor seiner Verheiratung vom Steinbruch weg nach Basel gezogen und dort in eine Chemische eingetreten. Er hat es bis zum Färbermeister gebracht.

'Als Hobby betreibt er Familie', lachte der Onkel, 'er hat kein anderes Thema. Er versteht sich sogar aufs Kochen. Ein Bauernsohn.'

'Und ist sprachbegabt', sagte Vater. 'Nach einem halben Jahr sprach er den städtischen Dialekt, als wäre er in Basel geboren, reines Dalbendeutsch, obwohl er in Kleinbasel wohnt.'

Von allen Sechsen waren Onkel Emil die Haare als einzigem erhalten geblieben. Er kämmte sie rückwärts in dichten Wellen.

Onkel Emil war bei den Minenwerfern einge-

teilt. Er kam auf Besuch. Er erzählte vom Unglück in den Flumserbergen:

‘Das ganze Rösslispiel war dabei, inklusive General. Wir hatten Demonstrationsschiessen. Als Wachtmeister war ich Zugführerstellvertreter. Wir lagen in unserer Stellung, vor uns die Lmg-Nester, hinter uns schoss die Artillerie. Plötzlich liegen die Schüsse zu kurz. Ein Schrapnell platzt in ein Lmg-Nest. Ich springe auf, schreie Haaalt! Vom Feldherrenhügel wird der Unfall sofort bemerkt. Man gibt Meldung zurück, und das Feuer wird eingestellt, Fazit: Drei Tote und mehrere schwer verletzt. Ein grausiger Anblick. Die Stellung war von acht Mann besetzt. – Und jetzt der Clou: Da waren nämlich die Vertreter der Achsenmächte und Alliierten dabei, eskortiert von je einem hohen Schweizeroffizier, zwei ansehnliche Haufen. Die Gesandtschaft der Deutschen, das weiss man, wurde aufs Vierfache erhöht. Spionage auf Gegenseitigkeit. Item, bei der Besichtigung mussten sich beide Parteien kreuzen auf dem einzig vorhandenen Weg. Die Köpfe stur zur Seite gewandt, marschierten sie mit verbissenen Mienen aneinander vorbei. Es wäre zum Lachen gewesen, wäre nicht der traurige Unfall passiert. Nach der Schiessübung wurde ein Tagesbefehl verlesen, worin der General sein Beileid aussprach mit der Begründung, in solchen Zeiten müsse man damit rechnen. – Besuche der kriegsführenden Mächte war Usus. Die waren doch scharf auf neue Waffen. Ein offenes Geheimnis ist, dass sie sich gegenseitig mit Bordkanonen von Bührle beschossen. Auch die Schiffe waren mit Oerlikonern bestückt. Wir können liefern, wem wir wollen, wir sind neutral. – Aber das Gaudi hättet ihr sehen sollen, als die beiden Delegationen sich kreuzten.’

Onkel Emil hat während der grossen Grippe fast sämtliche Haare verloren. Er lag neun Wochen. Sie wuchsen ihm wieder nach. Vater führte die Tatsache, dass Emil keine Glatze bekommen hat, darauf zurück.

Vater erinnerte sich: ‘Die Grippe, die man die spanische nannte, brach mitten im Sommer aus.’

‘Es muss später gewesen sein’, meinte Mutter, ‘ich weiss noch, es war kalt, und ich fror.’

‘Es war im Juli’, beharrte Vater. ‘Ich hätte am fünften August wieder einrücken sollen. Man widerrief den Entlassungsbefehl, um die Truppe im Feld durchzuseuchen. Die Grippe flackerte Ende September in unserer Gegend noch einmal auf, als man die Truppen entliess.’

‘Stimmt, wir wurden erst krank, als Wagners Adolf entlassen wurde. Adolf ging damals zu Anna. Anna bekam sie als erste, dann natürlich anschliessend wir: Ausser der Mutter und Hans erkrankten wir alle. Während vier Tagen lagen wir einmal zu neunt. Ich weiss es noch gut, es war Sonntag. Ich hatte furchtbares Kopfweh, dann Nasenbluten. Aha, da hat wieder eine das Nasenbluten, sagte der Doktor, dann wusste man es.’

In Mutters Familie bekamen neun die Grippe.

In Vaters Familie bekamen ebenfalls neun die Grippe. Vaters Vater und Rosa blieben verschont.

Das Dorf lag wie ausgestorben. Ging einer an einem Haus vorbei, wo die Grippe herrschte, spuckte er aus. Man versuchte, durch Kauen von Knoblauch und Wacholderbeeren die Ansteckung von sich fernzuhalten. Es gab vier Tote im Dorf. Mutter und Vater brachten die Namen zusammen.

‘Hans Gisi starb an der Grippe. Annas Mut-

ter. Anna, die später mit Foni nach Deutschland zog, war damals erst fünf. Und die Hebamme starb.'

'Nein, die Hebamme nicht, ihre Tochter, mit zwölf.'

'Ja richtig, die Hebamme ist an der Fleischvergiftung gestorben.'

'Und Frau Gerber. Meine Mutter pflegte sie noch', sagte Mutter. 'Meine Mutter pflegte in manchem Haus, es war niemand mehr da. Doch die Grippe bekam sie nicht.'

'Man sagte nicht Grippe, man sagte Influenza', sagte Vater. 'In jedem Dorf starben mindestens zwei. Ich weiss noch, der Vater gab uns nur Milch und Honig, ich verhungerte fast.'

Mutter erklärte: 'Die Grippe an sich war nicht das Schlimmste. Was auf sie folgte, war schlimm. Man stand zu früh auf und ging an den Webstuhl. Dann gab es den Rückfall.'

Frühzeitiges Aufstehen hatte Lungen- und Ohrentzündung zur Folge. Andere erkrankten an den Nerven oder bekamen die Gelbsucht. Die Grippe hat Mutter aufs rechte Gehör geschlagen. Mutter mag Leute mit leiser Stimme nicht. 'Sie geben sich keine Mühe beim Sprechen, sie brabbeln nur vor sich hin.'

## 35

Er könnte manches erzählen, sagte der Mann, manche Geschichte von Landesverrätern. Doch als HePo-Detektiv sei er ans Dienstgeheimnis gebunden. Die HePo wurden nach der Farbe ihrer Patten nur die Violetten genannt.

Die Detektivabteilung der HePo hatte die Aufgabe, nach Landesverrätern zu fahnden. Es gab Landesverräter verschiedenen Grades. Solche, die geheime Dokumente preisgaben. Darauf stand die

Todesstrafe durch Erschiessen. Sie wurden vor den Armeeauditor gebracht. Dort machte man kurzen Prozess. Vor der Exekution gestattete man ihnen den Beistand eines Geistlichen.

Wen es traf, musste auf Landesverräter schiessen. Im Morgengrauen gab es Alarm. Der Zug trat gefechtsmässig an. Der Kompaniekommandant erklärte den Leuten den Tatbestand mit der ernststen Mahnung, treffen sei Vaterlandspflicht. In einem Lastwagen fuhr man die Leute an einen abgelegenen Ort.

Dann gab es solche, welche die Schweiz verliessen, um freiwillig der SS beizutreten oder auch nur der Wehrmacht. Abenteurer, sagte man, Bur-schen, welche die bürgerliche Enge flohen, um etwas zu erleben. Nach ihrer Rückkehr wurden sie eingesperrt wegen Teilnahme am Kriegsdienst in einer fremden Armee. Doch wurden sie nicht erschossen.

Dann gab es Landesverräter, die im Ausland einer geheimen Organisation angehörten, die zum Ziel hatte mitzuhelfen, die Schweiz Grossdeutschland einzugliedern. Im Falle einer Besetzung würden sie als Belohnung hohe Posten bekommen. Landesverräter zweiten Grades sozusagen, noch immer nicht die Schlimmsten.

Die Schlimmsten waren die Verräter im Innern des Landes selbst, welche geheime Dokumente auslieferten. ‚Da gab es einen Major‘, sagte der Mann, ‚den man über ein Jahr lang beschattete, ohne seiner habhaft zu werden. Ein ganz Raffinierter: um den Verdacht von sich abzulenken, gab er vor, dem gesuchten Spion selber hart auf der Spur zu sein. Es handle sich um einen mit zwei Nudeln am Hut, einen Oberstleutnant. Er habe ihn bei der Übergabe einer Aktentasche dort und dort gesehen, leider nur von hinten, so dass er über besondere

Merkmale seines Gesichtes keine näheren Angaben machen könne, noch nicht. Besagter Oberstleutnant hatte schliesslich nur eine Nudel am Hut. Der Beschwerdeweg war zwecklos. Der Major hatte den andern zu gehn.'

Ein anderer bat den Pfarrer, nach der Erschiesung verbrannt zu werden. Die Asche solle man dort, wo der Rhein ein Knie gegen Deutschland bilde, austreuen, damit sie ans jenseitige Ufer gelange. Er wolle in Deutschlands Erde begraben sein, sein letzter Wunsch. Man solle ihm diesen nicht verweigern. 'Ein ganz Verrückter', sagte der Mann, 'genau wie der Dollfusmörder, der in drei Teufels Namen in der SS-Uniform beerdigt sein wollte.'

In Pruntrut, erklärte der Mann, gäbe es einen Baum im Wald, den er genau bezeichnen könne. Dort hätte man ebenfalls einen erschossen. Die Einschläge, bestimmt noch sichtbar, hätten nah beieinander gelegen. Er fahre einmal hin.

## 36

Vor der Mahlzeit stellte der Hausvater die Zöglinge im Flur, der zum Essaal führte, in Zweierkolonne auf. Er verlangte, dass in den Reihen nicht mehr gesprochen wurde. Kam Lärm auf, exerzierte er Ordnungsübungen durch, soweit es die Enge des Hausflurs erlaubte. Fiel uns die Aufsicht zu, übernahmen wir die Ordnungsübungen des Hausvaters.

Die Zöglinge setzten sich in Gruppen an Tische mit je einer Aufsichtsperson, die das Benehmen jedes Einzelnen im Auge hatte.

An der oberen Schmalseite des Erwachsenentisches nahm der Hausvater Platz. Ihm zur Rechten sass die Hausmutter. Am Tisch des Hausvaters sass

sen noch weitere Personen, darunter Henze, der junge Deutsche, das Auslandschweizerpaar Stohler und Adler aus dem jüdischen Internierungslager, die sich je nach Geschlecht in der Nähstube oder Landwirtschaft nützlich machten.

Gegen Ende der Mahlzeit wurde es lauter an den Tischen, und der Hausvater sprach gebietend sein 'Ruhiger'. Am Schluss der Mahlzeit verteilte der Hausvater die Kirchengesangbücher an die Aufsichtspersonen, während die Knaben die Strophen vom Religionsunterricht, den der Hausvater erteilte, auswendig kannten. Nach einiger Zeit gab er in deutlicher Absicht immer öfters die Bücher nur noch am Tisch der Erwachsenen aus, wodurch die Lehrer zum Auswendiglernen einer erheblichen Anzahl von Kirchenliedern gezwungen wurden. Die Zöglinge hängten die Blicke kontrollierend an meinen Mund, während ich meinerseits nicht ohne Geschick die Worte von ihren Lippen abzulesen verstand.

Sodann sprach der Hausvater mit gesammeltem Ernst das Gebet.

Von Henze erfuhr ich, dass er nach Berlin zurückkehren werde, um ein Heim für Kriegswaisen aufzubauen.

Adlers Interesse galt der Geisteswissenschaft.

Stohler interessierte sich für Mathematik, mit der er sich bis in die vorgerückten Nachtstunden beschäftigte. Er gedachte, sein in Berlin abgebrochenes Studium der Landwirtschaft an der ETH zu beenden.

Frau Stohler erzählte ihren Fluchtweg aus der Schweizer Kolonie Schabag am Schwarzen Meer: Wie dort im Frühjahr entlang der Chaussee in zwei Doppelreihen Akazien dufteten. Wie sie vorübergehend in Jugoslawien als Dolmetscherin tätig war. Wie sie sich nach Berlin durchgeschlagen hatte zu

ihrem Mann. Wie sie bis zur Elbe kamen. Wie sie nochmals zurückging, um sein Manuskript in Berlin zu holen. Wie sie je nach Lage Russisch oder Deutsch sprach, auch einmal Russisch fluchte und sich auf diese Weise vor den Russen rettete. Wie sie endlich aufgefangen wurden in einem amerikanischen Internierungslager.

Adler sagte: 'Die Syrer waren bessere Seeräuber und bessere Kaufleute als die Juden. Was man den Juden ankreidet ist, dass sie die andern Götter abgelehnt haben und sich als erstes Volk *einen* Gott auserwählten.' Auserwählten, betonte Adler. 'Wie heisst es doch: Glaube ich an fünf Götter, zerresse ich mich fünfmal.'

Henze war kurz vor Kriegsende bei Singen in die Schweiz geflüchtet. Im Internierungslager vertrieb man sich die Zeit mit Schach. Henze ging mit der Zeit aus sich heraus: 'Funker war noch die beste Lösung für Individuen wie mich. Da konnte man sich bis zum Ende vor dem Schiessen drücken. Als die Franzosen schon in Sichtweite waren, schossen wir gegenseitig in die Luft. Es gab auf beiden Seiten weder Tote noch Verletzte.' Henze demonstrierte das Verhalten bei einem Fliegerangriff: 'Sich in Richtung Flugzeug zusammenkauern, um die Angriffsfläche zu verkürzen. Jedesmal hast du den Atem angehalten und damit gerechnet, dass es dich trifft.' Von seinem Bruder, dem gewordenen Kampfflieger, erhielt er Briefe. Der Bruder hatte ihm erklärt, man müsse sich, ohne zu denken, in den Kampf werfen, die beste Überlebenschance. Vor seinem Weggang sagte Henze: 'Funker der SS. Du konntest dich nicht drücken, du wurdest einfach eingeteilt.'

Vor seinem Weggang sagte Adler: 'Bergens-Belsen.' – 'Nicht durch Flucht, durch ein Geschäft: Soundsoviel Juden wurden vierundvierzig in die Schweiz geschafft im Austausch gegen Ware, dem



Vernehmen nach Lastwagenpneus. In Montreux habe ich dem welschen Lagerkommandanten Mundraub nachgewiesen. Er liess mich zu sich rufen. Eine Pistole putzend, befahl er mir, die Beschuldigung zu wiederholen. Gerne, sagte ich, wenn Sie mich ebenfalls eine Pistole putzen lassen.' Adler war im Widerstand gewesen. Er kannte sich im Umgang mit Pistolen aus. 'Im Straflager Zermatt war es dann angenehmer. Die Deutschschweizer verhielten sich viel toleranter als die Welschen, welche Vichyblätter lasen.' Adler war Erzieher für Geistesschwache: 'Schon Anno vierunddreissig war es mit der Ausübung meines Berufs vorbei. Ich siedelte nach Prag über. Sechsmal kehrte ich nach Nürnberg zurück, in der Hoffnung, die Lage habe sich gebessert. – Prag? Man kann Chinesisch, Russisch, Englisch lernen und sagen, man hat etwas gewonnen. Aber Tschechisch... Die deutsche Sprache war in Prag zu fünf Prozent vertreten. Anno neununddreissig steckte ich die Nase kurz nochmal ins Reich. – Heimweh', sagte Adler, 'was wollen Sie.'

## 37

Als die Schmerzen zunahmen, ging ich zu Doktor Schuler. Man hat ihn mir empfohlen, er sei der Gründlichste. Noch kurz zuvor hat man behauptet, sein Wartezimmer stehe künftig leer, und er könne seine Praxis an den Nagel hängen.

Doktor Schuler stellte sich in Bleischürze und dunkler Brille vor den Durchleuchtungsapparat. Er lokalisierte die millimeterlange Nadelspitze, die mir in den äusseren Mittelhandknochen der linken Hand gedrungen war.

Nach der Lokalanästhesie schnitt er mit dem Skalpell die Handkante auf, um den Knochen blosszulegen. 'Das Weisse', sagte er, 'ist die Knochenhaut.' Er suchte nach der Spitze. Schliesslich fluchte er. Er wies die Arztgehilfin an, im Wartezimmer, wo die Stimmen anschwellen, Ruhe zu gebieten. Sein Ton passte zum kantigen Gesicht und den kurzgeschorenen Haaren, Hinterkopf und Schläfen waren glattrasiert. An der linken Backe prangte die Rapiernarbe, die er sich in irgendeinem Pauksaal, als Schlagender geholt haben mochte. Couleur, Baret und Degen hingen an der Wand. Nach jeder Viertelstunde anästhesierte er mich neu, da die Spritze zufolge starker Blutung nicht mehr wirkte. Wiederholt musste ich die Hand hinter das Schirmbild halten, wobei er die Stelle, wo die Spitze sass, mit Nadeln absteckte. Er liess mich von der Seite einen Blick ins Schirmbild tun: Die Nadelspitze war als schwarzes Strichlein zu erkennen. Schliesslich verlor er die Geduld, zog sich die Gummihandschuhe aus, bohrte mit blosser Finger in die Wunde, bekam die Spitze nicht zu spüren und sagte schliesslich, es bleibe keine Wahl, ich müsse ins Spital. Als er den Finger aus der Wunde zog, sah er verblüfft auf etwas winzig Schwarzes. Dann goss er  $H_2 O_2$  in die Wunde. Es sprudelte wie Mineralwasser.

Als ich das Untersuchungszimmer durch den Warteraum verliess, war er gesteckt voll, und die Leute musterten mich vorwurfsvoll, trotz des Verbandes und der Armschlinge. Und kurz zuvor hat man ihm noch ein leeres Wartezimmer prophezeit.

Wenn ich zur Kontrolle ging, war das Wartezimmer schon besetzt. Da er wusste, dass ich den Unterricht ausfallen lassen musste, nahm er mich ausserhalb der Reihenfolge dran.

Er hat die Wunde täglich kontrolliert.

Damit sie sich nicht allzu rasch schloss, hat er sie nicht genäht. Er erklärte mir, die Wunde müsse sich von selber schliessen.

Kurz zuvor war er Experte am Patentexamen gewesen, Experte für Anthropologie. Er war in der Uniform des Sanitätsmajors erschienen und hatte nicht geprüft, nur zugehört.

Man hat gesagt, seine Tüchtigkeit als Arzt sei nicht im Geringsten anzuzweifeln. So genau wie er nähme es im Städtchen keiner. Nur eben ist er Anno vierzig Mitunterzeichner jenes Briefes an den Bundesrat gewesen, in welchem die 'Zweihundert' forderten, der Schweizerpresse einen Maulkorb umzubinden, damit nicht mehr gehetzt würde gegen die Teutonen. Zur gleichen Zeit habe sich der Presseattaché des Grossdeutschen Reiches für die Absetzung gewisser Zeitungsredakteure in der Schweiz ausgesprochen. Man hat den Brief mit dieser Forderung natürlich in Zusammenhang gebracht. Der Bundesrat hat sich jedoch vom Brief klar distanziert. Es gab noch weitere Unterzeichner im Kanton, die ich nicht kannte.

Man hat gesagt, sein Wartezimmer bleibe leer. Man hat die Tür zur Praxis scharf beobachtet und am ersten Tag festgestellt: keiner.

Man hat die Tür im Auge behalten und am zweiten Tag gesagt: kein einziger.

Am dritten Tag hat man gesagt: einer. Wahrscheinlich einer, der von der ganzen Sache keine Ahnung hat, ein Bauer aus dem Schwarzbubenland oder so. Und man hat hinzugefügt: ein Patient macht noch keine Praxis.

Nach und nach kamen sie dahergetröpfelt.

Als die Schmerzen in der Achselhöhle unerträglich wurden und ich mich nach einem Arzt erkundigte, wies man mich zu Doktor Schuler.

# 38

Ich habe mich geweigert, die Rekrutenschule zu verlassen.

Zunächst nahm der Korporal Anstoss an der Wunde und sagte jedesmal ‘Verdammi’, wenn sich der Verband gelöst hatte und ich zum Sanitäter ging. Jeden Vormittag musste der Verband mehrmals erneuert werden. Schliesslich legte er mir fragend nahe, ob ich die Rekrutenschule nicht besser auf einen späteren Termin verschieben wolle. Doch beharrte ich darauf, sie jetzt zu absolvieren. Man hatte mir den Kopf geschoren, ich trug vorschriftsgemäss Dreimillimeterschnitt.

Hierauf ist es dem Leutnant bei der Einzelinspektion aufgefallen. Der Leutnant fluchte. Ich meldete mich ab und bewegte mich, damit es einen guten Eindruck machte, im Trab der Linde zu. Schliesslich wollte er die Wunde sehen, worauf er mich zum Sanitätsoffizier befahl. Der Sanitätsoffizier sah sich die Wunde an und erkundigte sich nach dem Arzt, der mich operiert hatte. Er erklärte, er übernehme die Verantwortung nicht. Doch lehnte ich es ab, die Rekrutenschule wieder zu verlassen. Es hiess allgemein, nach den ersten vierzehn Tagen wäre das Schlimmste überstanden und man habe sich an den Betrieb gewöhnt. Auch würden einem vierzehn Tage nicht angerechnet, wenn man wiederhole. Der Sanitätsoffizier fand meine Haltung lobenswert und sagte schliesslich: ‘Dann auf eigene Verantwortung.’ Ich hatte ein Papier zu unterzeichnen, auf welchem die Erklärung vorgedruckt war, dass ich die Rekrutenschule auf eigene Verantwortung fortzusetzen wünsche.

Da Doktor Schuler vom Nähen abgesehen hatte, schloss sich die Wunde nur sehr langsam,

weil sie säuberte. Dafür wäre die Gefahr einer Infektion weniger gross, und die Wunde schliesse sich, da es sich um einen Sternschnitt handle, auf unauffälligere Art.

Der Sanitäter rollte die Binde jedesmal schulmässig auf. Er tupfte mit dem Mulltupfer die belegte Wunde ab. Dann trug er Ichthyolsalbe auf. Die kaum beschmutzte Binde ersetzte er durch eine neue. Er umwand die Hand in Form einer Acht. Auf der Handinnenseite schlug er die Binde um, um das Klaffen zu verhindern. Auf der Handrückenseite liess er die Binde mehrmals kreuzen und schloss danach ums Handgelenk mit mehreren Touren ab.

Der Sanitäter machte seinen ersten Wiederholungskurs. Nach drei Wochen löste ihn ein anderer ab. 'Streng ist es nicht', meinte er, 'aber es ist auch nicht alles, fünf geschlagene Stunden hier zu stehn.' Der Sanitäter nahm sich darum Zeit. Er legte den Verband exakt an und überklebte ihn zur Sicherung mit einem Heftpflaster. Das Heftpflaster hatte die Eigenschaft, sich ans Gewehr zu heften, was zur Folge hatte, dass der Verband sich löste, was zur Folge hatte, dass ich zum Sanitäter ging, was zur Folge hatte, dass Korporal und Leutnant fluchten.

Der Leutnant sagte: 'Straffheit der Haltung und Kraft der Bewegung durch volle Anspannung der Energie.'

Der Leutnant sagte: 'Volle Beherrschung des Körpers, so dass nur diejenigen Teile des Körpers arbeiten, welche die Drillbewegung ausführen.'

Der Leutnant sagte: 'Präzision und Schönheit der Bewegung ist das Ziel.'

Der Leutnant erklärte: 'Wir nennen es Preussendrill, die Preussen hingegen Schweizerdrill, das will etwas heissen.'

Zuerst haben wir das Grüssen gelernt. Dann haben wir die Achtungstellung gelernt. Dann haben wir Gewehrgriff und Taktschritt gelernt.

Der Leutnant sagte: 'Wesentlicher Ausdruck des Grüssens ist der freie Blick, mit dem der Untergebene dem Vorgesetzten in die Augen schaut.'

Ich habe Aufstellung genommen und bin in Richtung Leutnant marschiert. Ich habe bei gegebener Distanz den Körper durchgestreckt und den Kopf dem Leutnant zugewandt. Ich habe die Rechte mit geschlossenen Fingern zum Mützenrand geführt und gegrüsst.

Der Leutnant sagte: 'Die Hand winkelt ab.'

Ich habe den Gruss wiederholt, indem ich darauf achtete, dass Unterarm und Hand eine Gerade bildeten.

Der Leutnant sagte: 'Die Handfläche schaut zu sehr nach vorn.'

Ich habe den Gruss wiederholt. Ich liess Unterarm und Handfläche eine Linie bilden, indem ich ferner darauf achtete, dass die Handinnenseite sich nach unten richtete. Ich grüsste. Sobald ich mit dem Leutnant auf gleicher Höhe war, drehte ich den Kopf mit einem Ruck gradaus.

Der Leutnant hat 'Halt' gesagt.

Ich bin zum Leutnant getreten. Ich habe den rechten Fuss zurechtgeschoben und das linke Bein und die vorgehaltenen Arme gestreckt. Dann habe ich mit scharfem Ruck den linken Fuss und die zur Achtungstellung vorbereiteten Arme in die vorgeschriebene Haltung gerückt und darauf geachtet, dass die Füsse nicht ganz einen rechten Winkel bildeten.

Der Leutnant sagte: 'Ihre rechte Schulter ist schief.'

Ich habe das Gewicht auf beide Füße verteilt und Hals, Rücken und Arme gestreckt und die Backen zusammengepresst. Ich habe die Absätze zusammengeknallt und darauf geachtet, dass die Füße den richtigen Winkel bildeten. Ich habe den Mund zusammengepresst, das Kinn leicht angezogen und die Augen in die Augen des Leutnants gebohrt.

Der Leutnant hat 'Gut' gesagt. Dann hat er gesagt: 'Ihre rechte Schulter.'

Ich habe die Achtungstellung mit dem Gewehr ausgeführt. Ich habe das Gewehr mit der rechten Hand und mit gestrecktem Arm gehalten. Ich habe den Kolben dicht neben den rechten Fuss gesetzt und die Kolbenspitze nach der Fusspitze ausgerichtet, linke Hand am Schenkel, Mittelfinger an der Hosennaht. Ich habe auf Befehl Ruhestellung angenommen und die Achtungstellung wiederholt, mich abgemeldet und auf Befehl die Ruhestellung wieder eingenommen. Ich habe das Gewehr angehängt und bin weggetreten zum Korporal.

Ich habe das Gewehr geschultert und bei Fuss genommen.

Ich habe es auf dem kürzesten Weg mit der rechten Hand schräg vor die Mitte des Körpers geworfen, linke Hand am Visier, rechte am Kolbenhals auf der Höhe des Leibgurtes. Dann habe ich mir eine Pause befohlen. Dann habe ich das Gewehr mit der rechten Hand auf die linke Schulter geschoben. Ich habe die linke Hand am Visier losgelassen und die Kolbenplatte gefasst, Daumen nach oben. Dann habe ich mir wieder eine Pause befohlen und den rechten Arm auf dem raschesten Weg auf den rechten Oberschenkel geführt. Dann habe ich das Gewehr wieder durch drei Bewegungen bei Fuss genommen. Dann begann ich von vorn.

Vor der Inspektion durch den Leutnant habe ich die Schraube des Unterbands etwas gelöst, damit die Schäfte schepperten. Erst wenn die Schäfte schepperten, war ein Gewehrgriff gut. Der Leutnant hat 'Gut' gesagt und hinzugefügt: 'Ihre rechte Schulter.'

Ich bin aus der Achtungstellung marschiert und habe mit dem linken Bein begonnen. Ich habe den linken Fuss vorwärts geschleudert und das rechte Bein durchgestreckt. Ich habe das linke Bein nicht zu hoch geworfen und den Schritt nicht zu weit bemessen und mir den Takt selbst diktiert. Ich habe die Arme mit halbgeschlossenen Händen auf die Höhe der Patronentaschen geschwungen. Ich habe schliesslich den Körper beherrscht.

Der Leutnant hat 'Halt' gesagt.

Der Leutnant hat 'Gut' gesagt.

'Ihre rechte Schulter.'

Ich habe mir Mühe gegeben.

Ich habe mir wegen des Nachexerzierens Mühe gegeben und die Befehle von Korporal und Leutnant befolgt.

Ich habe mir die Namen der Verschlusssteile gemerkt: Verschlusskasten, Verschlussmutter, Verschlusshülse und so weiter.

Ich habe den Verschluss zerlegt und damit begonnen, dass ich den Schlagbolzenflügel auf das Dreieck der Verschlussmutter stellte. Dann habe ich die acht Teile in den Helm gelegt.

Ich habe den Verschluss zusammengesetzt. Ich habe die Schlagfeder über den Auszieher gestülpt und zurückgedrängt und versucht, den Zündstift einzusetzen. Des Verbandes wegen habe ich anfänglich Mühe gehabt. Einmal ist mir die Schlagfeder ins Gras gespickt. Obwohl der ganze Zug danach suchte, ist sie unauffindbar geblieben. Ich habe den Verschluss auf Zeit zusammengesetzt und bin



anfangs stets einer der letzten gewesen. Schliesslich habe ich die Manipulation beherrscht.

Ich habe die Anweisungen von Korporal und Leutnant genau befolgt. Ich habe mich mit offenem Verschluss und entsichertem Gewehr hingeworfen. Ich habe das Visier auf die gegebene Distanz gestellt, den Lader in die rechte Hand genommen und die Patronen mit dem Daumen in die Ladeöffnung eingefügt. Gelegentlich vergass ich, das Visier zu stellen, was einen Erdschuss zum Ergebnis hatte, dem ein 'Verdammi' folgte. Nach dem Riegelstoss habe ich entsichert, das Gewehr in Anschlag genommen und gezielt. Ich habe gestrichenes Korn gefasst und auf Schwarzsechs gehalten und dabei nichts gedacht. Ich habe den Atem angehalten und den Zeigefinger langsam gekrümmt und versucht, mich nicht beirren zu lassen durch die Schüsse nebenan. Ich habe Druckpunkt genommen und abgedrückt und nachgeladen und ins Gras geblickt. Grün, sagte der Leutnant, wirkt beruhigend auf die Nerven. Dann habe ich den Blick erwartungsvoll auf die Scheibe gerichtet und das Resultat erwartet. Ich habe mich über eine Fünf gefreut und über eine Eins geärgert. Ich habe das Abkommen gemeldet.

Ich habe auf die getarnte Mannsscheibe gezielt und mir nichts dabei gedacht. Ich habe mich über eine Vier gefreut. Ich habe mich gefreut, wenn die weisse Kelle hochging und eine Drei anzeigte. Ich habe mich geärgert über eine Zwei oder Eins.

Ich habe mir Mühe gegeben und bin ein guter Schütze geworden und musste nach dem Retablieren weder auf die Kampfbahn noch in die Küche.

Der Feldweibel weckte mich durch Zupfen an der Wolldecke. Er nannte meinen Namen, worauf ich pflichtgemäss mit 'Hier, Feldweibel' antwortete. Der Feldweibel sagte im Gegensatz zur gewohnten Lautstärke beinah freundlich: 'Aufstehen, Schuhe vorweisen.' Obwohl es nicht das erste Mal war, stellte sich für mich die Frage, ob ich mich im Pyjama bloss aufzurichten oder aber Achtungstellung anzunehmen hätte. Ich trat barfuss vor das Bett, richtete mich auf und sagte: 'Zu Befehl, Feldweibel.'

Da ich der Tür am nächsten lag, und er meinen Namen kannte, hatte ich, wenn er nach Mitternacht die Schuhkontrolle durchführte, jedesmal aufzustehen, ihm voranzugehen, mich vor jedem Bett zu bücken und die Schuhe, erst die Marschschuhe, dann die Bergschuhe, vorzuweisen.

Die Schuhe standen linkerhand am Pfosten der graubestrichenen Eisenbetten. Über dem Kopfe hingen der Länge nach gefaltet Handtuch und Waschlappen, unten bündig, Öffnung links. Auf dem Brett darüber lagen die Tornister korrekt verschlauft. Beim Feldtornister war die Gamelle oben angeschnallt, wobei das Riemenende sich nach links zu richten hatte. Unmittelbar daneben stand das Zahnglas, aus welchem wir am Morgen unter Aufsicht Kaliumpermanganat in die Kehle gossen, um zu gurgeln. Im Zahnglas standen Zahnpasta und Bürstchen mit dem Borstenteil nach links.

Obwohl es mitten in der Nacht war, und der Feldweibel ein gerötetes Gesicht hatte, führte er die Schuhkontrolle gründlich durch. Mitten im Sommer trug er Handschuhe. Seine Lederfinger musterten mit ökonomischer Bewegung erst das Oberleder, die Laschenfalten, dann den Beschlag der Marschschuhe, die ich in der Linken hielt. Entdeckte er am Oberleder Staub, warf er die Schuhe kurzerhand

dem Kameraden auf den Leib. Trat an den Nägeln Schmutz zutage, warf er die Schuhe ebenfalls.

Der Getroffene fuhr auf. Mund und Augen schienen sich entsetzt zu weiten. Der Feldweibel, nun schon nicht mehr freundlich, richtete an ihn die Frage, die eher ein Befehl war: "Können Sie sich anmelden!" Worauf der Kamerad meist mit 'Hier, Feldweibel' reagierte. Worauf der Feldweibel schärfer fragte: 'Wie heisst's!' Worauf der Kamerad nach kurzem oder längerem Besinnen 'Feldweibel' stammelte und seinen Namen folgen liess. Worauf der Feldweibel noch lauter sagte: 'Schuhe nicht geputzt, morgen nach dem Retablieren melden!' Worauf der Kamerad, nun vollends wach, 'Zu Befehl Feldweibel' sagte und sich zurückfallen liess. Während ich bereits beim nächsten Bett stand und zwei Paar Schuhe in den Händen hielt.

Nach Besichtigung der ersten Reihe hatte ich dem Feldweibel voranzugehn, um beim letzten Bett der Reihe gegenüber zu beginnen.

Nach Ende der Kontrolle richtete ich mich auf, ohne Achtungstellung anzunehmen, und meldete mich ab. Der Feldweibel führte die Hand zum schwarzlackierten Mützenschirm, worauf ich mich ins Bett verfügen durfte.

Der Schritt des Feldweibels bewegte sich der Türe zu. Die Linke griff zum Schalter, um das Licht zu löschen. Die Schwelle übertretend, liess er die Türe hinter sich ins Schloss fallen. Ich hörte die Schritte sich entfernen und kurz darauf verlangsamten. Der Feldweibel war beim nächsten Schlaftsaal angelangt.

# 39

Jeden Abend suchte ich nach einer Fotografie, wenn ich mich während des Ausgangs mit andern Rekruten in ein Restaurant setzte, jeden Abend ohne Erfolg. Ich bekam immer nur Nachrichten zu lesen: Tokio hält die Invasion für möglich. Neue Luftangriffe auf japanische Industriezentren und Flugplätze. Dann in grosser Balkenüberschrift ‘Atombombe – die furchtbarste Vernichtungswaffe aller Zeiten’. In einem Artikel wurde ausgeführt, die Atombombe sei von einer unvorstellbaren Explosionskraft und werde den Krieg gegen Japan wesentlich verkürzen. Auch fand ich die Befürchtung ausgesprochen, niemand wage, die freigesetzte Energie als einen Segen für die Menschheit zu betrachten. Hingegen wurde allgemein versichert, dass ein neuer Weltkrieg das Weitende bedeute, zumal noch andere Waffen vorbereitet würden.

Ich las, dass nun auch Russland im Kriegszustand mit Japan stehe. Ich las, in London übe man Kritik an der Anwendung der A-Bombe. Ein Leser forderte die Hinrichtung aller Wissenschaftler, die an ihrer Herstellung beteiligt waren. Ich las, Japan nehme die Bedingung zur Kapitulation an.

Das Bild des Kaisers Hirohito fand sich in der ‘Nationalzeitung’. Er sei vierundvierzig Jahre alt, kurzsichtig, klein gewachsen und der reichste Mann der Welt, denn ihm gehöre Japan ‘mit allem, was darin ist’. Er trage weder Schuhe noch einen Anzug zweimal. Die Sachen würden höheren Hofbeamten zum Geschenk gemacht und vererbten sich auf ihre Nachkommen. Mit einundzwanzig Jahren ist er um die Welt gereist und hat dadurch mit einer Tradition gebrochen, wonach ein Kaiser Japan nicht verlassen

dürfe. Zur Frau nahm er das Mädchen seiner Liebe, statt eine Dame aus der Sippe, welche die Kaiserin zu stellen hatte. Hirohito trinke keinen Alkohol, rauche nicht und esse auch kein Fleisch. Er sei ein guter Ehemann und Vater.

Obwohl ich jeden Abend die Zeitungen studierte, fanden weder ich noch meine Kameraden ein Bild. Ich fand ein Bild von Quisling, der noch in der Todeszelle die Hitlersträhne trug.

Dann brachte man ein Bild des früheren Ministerpräsidenten Tojo, der sich mit der Pistole eine fünfzehn Zentimeter lange Wunde durch den Bauch geschossen hatte. Er habe noch versichert, er wäre gerne durch das Schwert umgekommen, doch habe ihm die Zeit nicht mehr gereicht, den zeremoniellen Selbstmord durchzuführen. Er hatte die Pistole an jener Stelle angesetzt, wo bei Harakiri das Messer in den Unterleib gestossen wird. Er nehme die Verantwortung für den verlorenen Krieg auf sich. Sein Zustand gebe zu Besorgnis Anlass. Es bestehe nur geringe Hoffnung, ihm als Kriegsverbrecher den Prozess zu machen.

Sechs Wochen nach dem Abwurf endlich das erste Bild vom 'Pilz von Nagasaki'. Der Pilot, der die Atombombe abgeworfen hatte, nahm das Bild aus siebentausend Meter Höhe auf. Der Pilz sei in unfassbarer Schnelligkeit gewachsen. Vom Explosionsdruck sei das Flugzeug wie ein Spielball hin- und hergeworfen worden.

Kurz danach ein Bild von Nagasaki. Ausser einer kirchenähnlichen Ruine im Vordergrund war nichts mehr zu erkennen. Japanischen Berichten zufolge, fand der grösste Teil der Menschen den Tod.

Bevor der Generalstabchef den Selbstmordversuch unternahm, liess er das Volk beim Tenno um Verzeihung bitten für den verlorenen Krieg. Viele hohe Offiziere begingen Selbstmord, weil sie durch die Niederlage den Tenno zutiefst beleidigt hatten. Der Tenno war gottähnlich. Daher schuldlos, nicht zur Verantwortung zu ziehen. Daher anbetungswürdig, auch nach dem Krieg.

Harakiri. Alfred wusste seinerzeit darüber Einzelheiten: In der Zimmermitte stellt man einen Stuhl bereit, davor ein grosses Wasserbecken. Wasser sei ein reines Element. Nachdem man sich gesetzt und ein Gebet verrichtet hat, schlitzt man sich den Bauch auf und schneidet sich die Eingeweide aus dem Leib, die ins Wasserbecken fallen. Dann sinkt man tot vornüber.

Alfreds Darstellung des Harakiri war angeblich falsch gewesen. Nach Meinung eines Kameraden setzt man sich mit gekreuzten Beinen, Yogastellung, auf den Stuhl. Der Einschnitt hat von oben links schräg abwärts zu erfolgen. Es ist kein Becken nötig, da man nicht mehr imstande ist, sich noch Eingeweide aus dem Leib zu schneiden. Daran erklärt sich, dass man Tojo noch zu retten hoffte. Er lag auf einem Kanapee. Sein Gesicht sah blass und angegriffen aus. Nach dem Schnitt muss man noch in der Lage sein, ein Abschiedsschreiben zu verfassen, in welchem man die Ehrenhaftigkeit seines Tuns zum Ausdruck bringt. Erst hiernach hat man seitlich hinzufallen. Auf welche Seite ist ungewiss, womöglich auf die Herzseite.

Später habe ich Genaueres erfahren: Harakiri ist eine alte Sitte, die gelegentlich von Angehörigen der Militärkaste, den Samurais, als Todesart gewählt wurde, da sie ihrem Ehrbegriff am angemessensten erschien. Diese Form der Selbsterstö-

rung trat erstmals mit den Samurais, dem Adel, auf. Später wurde sie als Todesstrafe für die Samuraikaste oder hochgestellte Staatsbeamte übernommen. Doch wurde Harakiri nur dem zuteil, der sich nicht gegen die Gesetze und den Geist der Samurais vergangen hatte. Es ist eine ehrenvolle Todesart, und der Respekt vor ihr war derart gross, dass sie von einem sehr genau befolgten Zeremoniell begleitet wurde. Man gab dem Unterleib den Vorzug, weil man der Ansicht huldigte, der Unterleib bilde den Sitz des Geistes. Harakiri bedeutet demzufolge nicht bloss, sich das Leben nehmen, sondern das Präsentieren seines reinen Geistes, was immer auch die Tat gewesen war. Die Eingeweide sind mit eigener Hand herauszuschneiden. Ein Samurai hat sich noch im Sterben stolz und gefasst zu zeigen. Er wird von Kindheit antrainiert, sich, wenn nötig, auf diese Weise umzubringen, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, ja noch in Todesqualen eine Abschiedsode zu verfassen.

Auch Admiral Ohnishi beging nach Kriegsschluss Harakiri. Er hat das Korps der Selbstmordflieger aufgestellt. Der Kamikazeflieger stürzte sich mit seinem Flugzeug auf die Schiffe und schädigte Amerikas Marine schwer. Er erklärte, auch wenn der Krieg verloren sei, handle es sich darum, durch diesen Opfergeist Japan die Selbstachtung zurückzugeben. Die Zahl der Flugzeuge reichte nicht für all die opferfreudigen Piloten. Der Kamikazeflieger liess die Eltern vorher wissen, er habe die besondere Gelegenheit erhalten, als Held zu sterben. Es hiess, die Todeskandidaten wären vor ihrem Einsatz frohgemut gewesen. Ihrer warte als Belohnung in der Kaisergruft ein besseres Leben.

Der Tenno hat im Radio erklärt: Tch bin kein Gott?. Hierauf ist er die Treppe hinunter in den Park gerannt. Der Palast ist nicht eingestürzt. Die Erde hat nicht gebebt, und die Sonne hat weiterhin unbeleidigt vom Himmel geschienen.

Der Tenno hat als Abkömmling der Sonne gegolten. Man blickte auf eine über tausend Jahre alte Tradition zurück.

Der Tenno hat bekanntgegeben, er sei Bürger seines Landes, und jeder habe nun das Recht, im Karpfenteich, der den Palast umschliesse, zu fischen. Hierauf hat man an Abenden die Leute die Angelschnur auswerfen sehen, ohne dass auch nur an einer Schnur ein Angelhaken angebracht gewesen sei. Die Sache mit den Karpfen, sagten sich die Leute, wäre bestimmt nur eine Falle, um ihre Ehrfurcht vor dem Tenno zu erproben.

Der Tenno gab sich alle Mühe, zu beweisen, dass er nicht göttlich sei. Er stehe um halb sieben auf, mache das Radioturnen mit, dann kleide er sich an. Sein Frühstück stelle sich zusammen aus Haferflocken, Toast und Tee. Unsicheren Schrittes gehe er mit Hut und Goldrandbrille durch die Strassen und grüsse jeden, der ihn grüsse. Sein Gruss sei linksch.

Früher sei er als Halbgott mit prunkendem Gefolge durch die Stadt geritten, und keiner habe es gewagt, ihn anzusehen, noch seinen Namen auszusprechen.

In seinen Mussestunden betreibe er Philatelie und übe sich im Schreiben von Gedichten. Als der Kriegsrat ihm die Kapitulation nahelegte, habe er zunächst geschwiegen und dann mit einem Haiku, einem siebzehnsilbigen Gedicht, die Zustimmung erteilt.

Den Tenno dürfe man auf keinen Fall zur Reichenschaft ziehen, um das Volk nicht vor den Kopf zu stossen. Für Amerika sei es äusserst schwierig,



nach Hiroshima und Nagasaki mit dem Wiederaufbau zu beginnen.

## 40

‘Und keiner schreibt’, sagte Mutter. ‘Hans Karch nicht, Günther nicht. Auch die andern haben keine Nachricht mehr bekommen. Natürlich, die waren alle in der Währung, lagen damals zwischen zwölf und vierzehn Jahren.’ Mutter überschlug: ‘Und wären jetzt so um die fünfundzwanzig. Die sind bestimmt alle eingezogen worden. Und was macht wohl Gretel? Die war im hinteren Ried bei uns, die mit den Laubflecken und den rotblonden Haaren. Anständig ist das Kind gewesen, obwohl es aus Berlin gekommen war, einer Stadt. Und gut erzogen. Es knickste immer, wenn es grüsste und brachte uns zum Lachen. – Und wer war denn noch? Ja richtig, Adolf, der bleiche Adolf. Ob der noch immer stolz auf seinen Namen ist? Hans Karch war der Sympathischste. Der schrieb uns noch ein paarmal hinterher. Auch von ihm nichts. Es brauchte ja auch nur ein Kartengruss zu sein mit Angabe der Adresse, damit man etwas schicken könnte, jetzt, wo es ihnen doch so schlecht geht. Aber nichts. Vielleicht hat er auch unsere Adresse vergessen, was gut möglich ist. Zwölf Jahre ist das nun doch her. Da geht einem manches unter.’



Nun hat eben auch das Negative, scharf beobachtet, seinen Stellenwert, und ist Wiesner auch ein Misanthrop, so bastelt er aus seinen Beleidigungen doch manches Kabinettstücklein. Einem, der sich so witzig, so ironisch beschwert, hört man immer gern zu ...  
Weltwoche

Ein erschütterndes Lebens- und auch 'Berufsbild' und zugleich eine mitreissende Lektüre für jeden, der kritische Ironie und bissenden Sarkasmus zu schätzen weiss.

Nebenspalter

So, wie das Buch jetzt vorliegt, gibt es einen ganz und gar ehrlich wirkenden Monolog, ein Dokument der Rechtfertigung und Selbstbehauptung ...

Neue Zürcher Zeitung

Da gibt es glänzende Satiren auf Kirche, Schulwesen und Militär, deren aphoristische Pointen allemal durch leidvolle Erfahrung des Erzählers belegt sind.

National Zeitung

## **Pressestimmen zur ersten Ausgabe:**

Als Gedächtnisstütze für sein Erinnerungsbuch diente dem Autor ein in früher Jugend begonnenes 'Diarium', eine Sammlung von Illustrierten- und Zeitungsausschnitten, Plakaten und Flugblättern. Gerne – und mit bewundernswerter Könnerschaft – ergreift Wiesner die Gelegenheit, Zeitgeschichte und ihre Promotoren durch die raffinierte Beschreibung seiner Bildmaterialien lebendig werden zu lassen. Solche Umsetzungen vom Bild ins Wort, etwa der Photo der vier Münchner Staatsmänner oder eines Rommel-Porträts, sind Glanzpunkte in einem Buch, das gerade dadurch besticht, dass es betont auf Glanz und Schleiflack verzichtet – verzichten kann!

*Gustav Huonker 'Tagesanzeiger', 11. November 1969*

Heinrich Wiesner war achtjährig, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, elfjährig, als die Wirtschaftskrise in der Schweiz ihren Höhepunkt erreichte, vierzehnjährig, als der Krieg ausbrach. Er lebte damals mit seinen Eltern auf einem Bauernhof im Baselbieter Jura.

Wiesner hat das politische Geschehen jener Tage mit wachsendem Bewusstsein erlebt und dieses Erleben jetzt ('Schauplätze' ist nach 'Lakonische Zeilen' und 'Lapidare Geschichten' sein drittes grösseres Buch) minutiös genau aufgezeichnet. Zuerst war da nur Privates, war nur die kindliche Perspektive; aber allmählich – fast unmerklich – durchtränkte das, was in der Welt draussen geschah, auch den Mikrokosmos des Kindes. Die deutschen Illustrierten fanden den Weg auf den Bauernhof, man kaufte sich ein Radio, man hörte vom Röhm-Putsch, und wenn eine Hitler-Rede ange-

kündigt war, verschob Vater das Grasen auf den nächsten Morgen. Der Krieg der Massenmedien wurde über die Landesgrenzen hinweggetragen. Das Kind versuchte, Hitlers Gesicht zu zeichnen. Die Zeichnung gelang. Churchill gelang nicht. Im Laufe der Zeit wurden die Ereignisse immer mächtiger, so aufdringlich, dass sie sich im Privaten nicht mehr integrieren liessen; das Private war jetzt nur noch ein Anhängsel des Weltgeschehens. Wiesner hat in seinem Buch dreierlei sehr ernst genommen; die Sprache, die Dokumentation der 'grossen' Ereignisse und Gestalten der Zeit von 1933 bis 1945, und schliesslich das eigene (intensive) Erleben. Er ist ein Meister der Details; in ihnen lassen sich die Veränderungen des Lebens am besten ablesen. Sorgfalt auch im Selbstverständlichen, sogar in den 'Clichés' (sie haben weitgehend das Denken jener Tage bestimmt). Beim zweiten Mal Lesen lernt man die Qualität dieser Einzelheiten noch besser schätzen, und der Leser wird bemerken, wie genau Wiesner die Stimmung jener Tage trifft.

*Louis Ribaux 'domino', September 1969*

Angenehm liest sich Wiesners ungekünstelte, wenn auch von nicht leicht zu entschlüsselnden Regionalismen durchsetzte Prosa. Der Wert des Buches beruht für denjenigen, der eigene Erfahrungen und ausreichendes Wissen über die jüngste europäische Vergangenheit mitbringt, darin, dass in ihm ein Stück Zeitenwende aus einem völlig neuen Winkel beleuchtet wird.

*DDR-Rundfunk, 7. April 1970*

Sein Buch lebt dort, wo es darstellt, was er kennt, in seiner kristallinen Präzision – das Grosse ganze hätte er vergessen dürfen. Genauer als in der nachträglichen Reflexion findet es sich in der Vereinzelung persönlichen Erlebens,

und in den Spuren ist allemal mehr als im chimärenhaften Zeitgeist.

Davon abgesehen, und abgesehen von einigen zu dick aufgetragenen Helvetismen und eingedeutschten Dialektwörtern ('Kastenfuss', 'Warben', 'Buhnen', 'Nastuch', 'Wellen aufmachen', 'in der Währung sein', 'Schochen') ein Buch, das sich gut und mit Vergnügen liest: mit dem Vergnügen, eine exemplarische Schweizer Kindheit in einer so gekonnt ironisch gebrochenen Fassung zu erleben – das entscheidende Vierteljahrhundert später.

*Dieter Bachmann 'Weltwoche', 3. April 1970*

Manfred Gsteiger schrieb in der *'Neuen Zürcher Zeitung'*, dass diese Chronik ohne die Kenntnis des Bonjour- und Ludwigberichts nicht möglich gewesen wäre. Hier repliziert der Autor: 'Als der Bonjourbericht 1969 für die Öffentlichkeit freigegeben wurde, lagen die 'Schauplätze' beim Diogenes Verlag bereits gedruckt vor. Ich kenne weder den einen noch den andern Bericht, weil mich öffentliche Geschichtsschreibung damals nicht interessierte, nicht interessieren durfte, da ich einzig und allein auf meine persönlichen Erlebnisse und mein Bildtagebuch angewiesen sein wollte.'

So war es also damals, und es spielte sich ab, als geschähe es rein zufällig und als bestünde keine innere Notwendigkeit. So sah es der Jüngling, und so sah es der Durchschnittsbürger. Der klassenbewusste Arbeiter jedoch sah mehr, er sah die wesentlichen Zusammenhänge. Wiesner wollte diese Zusammenhänge nicht aufdecken. Ob er es könnte? Die Frage bleibt nach der Lektüre des Buches unbeantwortet. Und doch, so glauben wir, steckt ein gutes Stück Realismus in dieser Chronik, indem es Wiesner gelang, typisches Fühlen und Denken unseres Volkes aus jener Zeit zu vermitteln.

*Georg Hartmann 'Vorwärts', 30. November 1969*